

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Das Wunder im Schwarzzeck.



Erzählung von Anton Schott
 ie sich ein Mensch oftmals verändern kann!

Jedliches Gewächse hat das Bestreben, in seinem Wuchse möglichst gerade der Sonne und dem Lichte entgegenzuwachsen, und der Mensch hat von Natur und Kindheit auf die Neigung

zum himmelwärts ziehenden Guten, zu Lieb und Gutmütigkeit, zu Geschäftigkeit und neidloser Anteilnahme. Schatten, Wind und Wetter und andere behindernde Umstände treiben Baum, Strauch und andere Gewächse oft weitmächtig vom geraden Wuchse ab und verkrümmen und verknoten sie, und böses Beispiel und andere Zufälligkeiten oder absichtlich wirkende Einflüsse ziehen und bringen manchmal den Menschen vom geraden und ehrlichen Streben ab und drängen ihn auf Wege, die . . . nicht die rechten sind.

Der Jochl, der Irlwieser im Schwarzzeck drüben, ist von Jugend auf ein ganz richtiges Bürschlein gewesen, handsam in allen Stücken, verträglich mit seinen Altersgenossen, neidisch gar nicht, und als richtiges Bergeinöckerkind nur Arbeit und Arbeit. Nichts wie Sorgen und Plänen, wie dieser am leichtesten und raschesten beizukommen und ein Ende zu machen. Hat auch umgehen können mit ihr und sie in jeglicher Gestalt schier spielend bewältigt.

"Schade, daß wir nicht drei, viermal so viel Grund haben!" hat der alte Irlwieser, der Nazi, allemal gesagt, da er noch gelebt und selber der Arbeit zu Leibe rücken gekonnt. "Der Bub hätte das Zeug dazu, alles wohl und richtig durcheinander zu bringen."

Der Bub hat aber nicht lediglich allein alle die Arbeit mit richtigem Griffe beim Schopfe zu nehmen verstanden, die in einem Waldbauernhause gemeiniglich kommt und geht, er hat sogar jedweden Handwerker ins Geschäft gepfuscht, dem Wagner und Binder, dem Zimmermann und Maurer und manchmal sogar dem Schmiede. Und er hat bei all diesem Sorgen und Schaffen dahingelebt wie ein richtiger Märchenhans, dem das leibhaftige Glück lauter Rosen und Goldgulden auf Weg und Pfade streuet und jeden Wunsch erfüllet, kaum daß dieser noch recht-schaffen fertig geworden im struppigen Kopfe.

Mählig anders ist es erst geworden, als die beiden Eltern kurz hintereinander gestorben und sich die Sorge um Haus und Anwesen auf seine eigenen Schultern gelegt. Zwei Leute weniger im Hause bedeutet vier Hände weniger zur Arbeit, und wenn gar noch die Mathil aus dem Hause kommen sollte, wenn sie einmal weg-

heiratete, stünde er trotz all seines Arbeitszifers und Arbeitsgeschickes da wie ein Schneemann im warmen Märzsonnenschein.

"Selber beizeiten zu einer Heirat schauen!" hat der Better, der hintere Dorner, geraten. "Müssen es andere auch so machen, und diese Zeit drängt sich dem wie jenem einmal auf, der ein Hauswesen fortzubringen hat. Aber nur nicht sich verschauen und verbandeln! Zur Hauswirtschaft soll eine taugen, und haben soll sie auch etwas, weil das Irlwieserhöfel auch etwas wert ist, und weil du der Mathil auch etwas hinauszuzahlen hast."

Das war ganz selbstverständlich. Aber das hat ihn mählig in ein ander Simmen und Streben gedrängt. Er hat begonnen Ausschau zu halten nach einer in allen Stücken passenden Hauswirtin, aber keine solche zu finden vermocht. Heißt das, zu finden wäre hie und da so ein Zieher gewesen, das ihm getaugt hätte, doch hat es sich allemal wieder irgendwo gespießt. Bei manchen hätte sonst gar nichts gefehlt wie das lumpige Geld, alle guten Tugenden wären vorhanden gewesen und auch der Willen, aber . . . das leidige Geld eben, das sie nicht gehabt haben! . . .

So war ihm allmählig das Trachten nach Geld und Gut angewachsen. Geld regiert die Welt, sagt man; also regiert es auch die Leute samt und sonder, so sie sich halbwegs willig geben . . . Das Irlwieserhöfel wäre doch unter Brüdern so und so viel wert, also könnte wohl auch eine, die Irlwieserin werden wollte, so und so viel an gutem Gelde mitbringen. Wären auch manche im Umkreise gewesen, bei denen dies zugetragen, aber es schickte sich nichts. Eine oder zwei solcher hatte er selber gleich außer Wahl gestellt, ein paar waren schon anderswo verheißten, ehevor er ans Brautsuchen gedacht, und der Hausenbauer von der Seeau hatte es ihm spießgerade ins Gesicht gesagt: er hinge sein Dirndl nicht an ein leidig Bergbauernhöfel, das kaum recht-schaffen das Leben fristete.

Ist eine bündige Absage gewesen, doch dem Jochl hat der Ernst derselben nicht recht einleuchten wollen. Das Dirndl hat ihm in die Augen gestochen, das schöne Heiratsgut noch mehr, und in seinem Dahinsinnen hat er nachher einmal gefunden, daß ein leidig Bergbauernhöfel nicht alleweil ein solches zu bleiben brauchte. Alles auf Erden ist wie der Mondschein am Himmel, nimmt zu Zeiten auf und zu Zeiten wieder ab. Das Irlwieserhöfel ist ehezeit einmal auch größer gewesen, ein kleines Hafersfürkentrum beinahe. Erbteilungen haben, wie alleweg geredet wird, Stück um Stück davon losgerissen. Da ist einmal das Höfel in der Wolfsöb auf solche Weise weggekommen, nachher der Kranzelberger und zuletzt der Goldbrunner drüben. Mit dem Wolfsöber und den Kranzel-

berger Leuten ist er noch in der Verwandtschaft, auf dem Goldbrunnerhöfel aber sitzen schon Fremde. Wie wär' es, wenn die Sache wieder einmal hinfür gehen wollte, statt zurück? Wenn beispielsweise das Goldbrunnerhöfel noch dazu käme, gäb' es einen Waldbauernhof, dessen sich weder der Hansenbauer noch dessen Dirndl zu schämen bräuchten. Kaufgeld? Kauft oft einer mehr als was er zahlen kann, und wenn daraufhin diese Heirat doch geriete, wäre im Handumdrehen abgezahlt. Könnte auch ausgehen, solches Planen. Dem Goldbrunnerbuben, dem Kaspar, geht es gerade so wie ihm, schlechter noch. Bei ihm, dem Jockl, ist niemand da, der als Last auf dem Hofe in Betracht käme, im Goldbrunnerhöfel sind zwei Auszügler, die vom Hofe zehren und ein etliche Geschwister, die auch ein jedes etwas wollen. Daher will keine recht auf das Höfel und mit Geld schon gar keine.

Vielleicht wäre daher dieser Mensch sogar froh, wenn ihm einer abkaufte, und er dann mit dem Geld etwo einheiraten könnte. Wäre dann all' beiden geholfen, ihm, dem Jockl, und dem Goldbrunnerbuben.

So hat er ein etliche Tage vor sich hingefonnen und dahingegrübelt, und als der Kaspar einmal herübergekommen, hat er ihn auf weitem Umwege gefragt, ob er wohl verkaufen täte, um sich's besser zu machen. Die Frage hat derweilen lediglich wie ein gutgemeinter, nachbarlicher und freundlicher Rat ausgesehen, aber der Kaspar hat nur gelacht dazu und ein paar Rauchwolken unter seinem strohblonden Schnauzbärtlein hervorgequalmt . . . Verkaufen? Ziele ihm gar nicht im Traume ein. Das Zeitlein, das die Mathil notgedrungen noch verbringen müßte im Irlwieserhöfel, bis er, der Jockl, eine Bäuerin ins Haus brächte, würde wohl doch noch zum Durchhalten sein, und nachher spielte die Geige gleich einen anderen Tanz. Besser täte er sich's gar nicht wünschen.

Die . . . Mathil . . . ? Der Jockl hat den Nachbar und Jugendfreund angestarrt, wie einen plötzlich vom Himmel oder aus dem Monde gefallenen Mann . . . Die Mathil . . . ! So ginge also die Uhr, und so planete dieser Feinspinner? Und von alledem hat er über lauter Arbeit und eigenem Planen gar nichts gemerkt! Statt zu verkaufen und so dem Irlwieserhöfel wieder zu einer richtigen Größe zu verhelfen, die selbst dem Hansenbauern und seinem Dirndl taugte, wollt' ihm der . . . dieser Habakuk, noch die Schwester aus dem Hause reißen und mit ihr deren Heiratsgut und Erbteil. Freilich erst, sagt er, wenn er, der Jockl, eine Bäuerin im Hause hätte. Aber wenn es ihm mittendrin einmal anders einfiel . . . ?

Unwillkürlich war ihm der Nachbar und Jugendfreund, mit dem er schon jede Schulbubentorheit ausgeführt und später manchen

Unsinne gestiftet, wie ein Feind vorgekommen, der mit grober Hand mutwillig seine schönste Gespunnt zerreißen wollte. Eine Abneigung hat sich ihm angegeschlossen, die sich allmählich bis zu heimlicher Feindseligkeit verdichtet, und ungedankt einmal ist es zum Bruche gekommen.

Ist eigentlich kaum einer Rede wert gewesen, die ganze Ursache, geschweige denn eines Streites oder gar eines Zerwürfnisses; aber aus kleinen Wölklein tun sich auch schwere Wetter zusammen, wenn Zeit und Umstände taugen.

Eine übermütige Kalbe ist des Goldbrunners Hütbuben von der Herde entlaufen und in ihrem Mutwillen des Jockls Haferfelde zugerannt, wo sie ein etliche Mäuler voll abgefressen. Wäre der Schaden nicht so arg gewesen und unter Nachbarn und angehenden Schwägern kaum einer Rede wert, aber dem Jockl hat der in der letzten Zeit nur mehr mühsam verhaltene Mergel ein paar steinharter und feindseliger Reden aus dem Munde gedrängt, die des anderen Trutz wachgerufen und auf den Platz gefordert. Das gehörte sich nicht, das wäre keine Weise mehr, und er litte es einfach nicht. Schadenersatz? Er prüfte darauf. Was sich nicht gehörte, das gehörte sich eben nicht, und es handelte sich ums Recht und um . . . ein andermal. Daß er es auch wüßte und es sich merkte. Er klagte . . .

So sollt' er eben klagen, wenn er schon meinte, und wenn ihm damit leichter würde, hat der Kaspar entgegengetruzt. Wenn einer schon täte, was er zum Gutmachen tun könnte, und es wäre noch nichts . . .

Die Mathil hat wollen vermitteln und ebnen, aber es ist ihr nicht gelungen. Beim Kaspar war dies eh' nicht notwendig gewesen, weil der ohnehin nichts weniger gewollt wie einen Unfrieden, doch der Jockl war nicht zu richtigem Verstande zu bringen. Er klagt und er klagt . . . Erst schalt er die Schwester wegen des Abredens zusammen wie ein leidig Hüttdirnlein und nannte sie dies und jenes, und nachher ging er ins Gerichtsstädtlein hinunter und zum Advokaten. Unterweges sann und plante er hin und wieder . . . Wenn einer einen Stecken sucht zum Prügeln, findet er einen, und wenn ihn einer irret, findet er wohl auch Mittel und Wege, den Kunden zur Seite zu räumen. Der Kaspar irrt ihn; heißt das, der Kaspar weniger wie dessen Absichten und Volkbeinigkeit. Nicht verkaufen wollen, damit das Irlwieserhöfel größer und dem Hansenbauern genehm würde, und noch dazu die Mathil aus dem Hause reißen wollen! Solche Schnacksen müssen dem Kunden verleidet werden. Wenn es ginge, sollte ihm auch das Bleiben verleidet werden, so daß er, um aus dem Unfrieden zu kommen, gern verkaufte und sogar die Mathil im Stiche ließe. Ob die einen Mann kriegte oder nicht, deswegen brächte sie es doch auch so weit wie jedes andere, bis zum Sterben. Und

ihm bliebe das Hinauszahlen ihres Erbteiles erpart. Ueberdies hätte er an ihr all ihrer Lebtag eine verlässliche und . . . billige Magd. All dieses könnte werden, wenn er dem Kunden das Bleiben zu verleiden vermöchte, was hübsch wahrscheinlich ist, weil der seit jeher schon nichts mehr scheut wie das Gericht und nichts weniger liebt wie den Unfrieden und den Zwist.

Also hat er dahingefonnen und dahingeplanct in währendem Gehen, und der Advokat hat ihn versichert, daß der Gegner unbedingt verurteilt werden müßte und alle Kosten zu tragen hätte.

Ist auch bald nachher der Gerichtsbote ins Schwarzeck gekommen und hat sowohl ins Frlwieserhöfel als auch zum Goldbrunner einen Zettel gebracht, daß am so und sovielten die Verhandlung wäre in der Besitzstörungssache.

Denselben Abend ist der Kaspar nochmals hinüber zum Nachbar, dem Frlwieser, und hat die leidige Streitsache in Gutem aus dem Wege räumen wollen. Stünde wahrhaftig nicht dafür, und er, der Fockl, sollte vernünftig sein und den Handel sein lassen. Wenn er schon meinte, daß er den oder jenen Schaden hätte, gäbe er ihm freiwillig einen oder zwei Strich Hafer für die paar Mäuler voll Grünhafer, die die Kalben in ihrem Unverstande abgefressen. So viel erntete er manchmal nicht auf einem halben Joche Felbes, und er, der Kaspar, täte es des leidigen Frießens wegen.

„Soll seiner Wege gehen,“ hat der Fockl darauf getruht. „Was sich nicht gehört, das gehört sich nicht. Auf daß du einmal einen Ernst siehst . . .“

Ein bißel Herumwörteln noch, und nachher ist der Fockl geworden wie ein zornwütiger Wildkater und hat dem Nachbarn und Jugendfreunde kurzweg Haus und Heimsuche verwiesen. Keinen Tritt sollt ihm dieser mehr über die Türschwelle tun, und dies und jenes.

„Wird auch zu halten sein,“ hat der entgegengetruht und im Fortgehen draußen beim Wurzgärtlein mit der Mathil vereinbaret, einen Trumf auszuspielen, über den dieser Wildling nimmer hinaufkönte. Ihm wären Haus und Heimsuche verwiesen worden im Frlwieserhöfel, aber ihr, der Mathil, stünden im Goldbrunnerhöfel Herz und Türen sperrangelweit offen. Wenn sie also den rechten Willen hätte, sollte sie sich übermorgen rüsten zum Gange zum Pfarrer, und in drei Wochen fängen alle Englein im Himmel auf den Goldbrunn hernieder.

„Wird' eh' der kürzeste Weg sein,“ hat darauf die Mathil gemeint, und das ist ihre Zusage gewesen. „Wenn er gar so ein grauslicher Zochen sein will . . .“

Von solcher Abmachung hat der Fockl weder etwas gehört, noch von dem Frlhaben etwas gemerkt. Es fiel ihm nicht einmal auf, daß die Schwester denselben Abend wieder sang und

jubelte wie früher und bis vor dem Zerwürfniße. Er sann und grübelte nur an seinem Prozesse, ein Vergrößern des Hofes und an einer möglichen Heirat mit dem Hansenbauerndrndl, das ihm nicht aus Kopf und Sinnen wollte.

Denselben Abend noch aber verstummten Sang und Jubel urplötzlich, und die Stille eines Trauerhauses legte sich mit jäher Wucht auf und um das Frlwieserhöfel.

Er, der Fockl, war nach dem Abendessen noch auf ein kleines Pläuschlein zum Innmann hinübergewandert ins Hänfel und saß neben dem auf der Gredbank bis in die sinkende Dämmerung hinein, während sich die Mathil und der Hütbub mähtig zur Ruhe rüsteten. Da ging im Stall ein Gepolter und Gebrülle los.

„Schau, was es wieder gibt!“ schaffte die Mathil gleichmütig dem Buben.

Der ging und kam bald wieder zurück mit dem Bescheide, die rotscheckige Kalben hätte sich von der Kette los und ledig gemacht und sazte wie pudelnärrisch im Stalle herum. Er hält' es versucht, das übermüthige Vieh an seinen Stand und Platz zu treiben, um es wieder anketten zu können, aber es wäre völlig umsonst gewesen. Gerade als ob das fürwitzige Vieh wüßte, daß er ihm noch nicht gewachsen wäre, und es hielte ihn lediglich zum Narren.

Also ging die Mathil selber in den Stall. Es kam ja hie und da einmal vor, daß sich so ein unruhiger Kacker über lauter Fürwitz und Spielen von der Kette losmachte und ein wenig Aufruhr verursachte, aber gemeiniglich ging so ein Nichtsnutz von selber gleich wieder an seinen Platz, wenn es den Ernst merkte und vergreinet wurde. Dieses Kalbenvieh aber nahm das Vergreinen augenscheinlich auch als bloßen Scherz und Mutwillen und vollbrachte nach wie vor seine tollen Sprünge wie ein scherzend Bublein, das einem kecklich ins Gesicht lacht: Fange mich! fange mich!

Da machte das Dirndl kurze Kreuze, haßchte das Vieh einfach bei den Hörnern und führte es so an seinen Stand und Platz. Im Augenblicke jedoch, wo es nach der Kette langte, um sie um die Hörner zu legen, tat der gehörnte Unband einen ungebärdigen Schüttler mit dem ungefügen Kopfe, und gleich darauf begann das Dirndl sichtlich nach Luft zu schnappen und nach einer Rede. Brachte aber kaum ein freißendes Stöhnen heraus.

Der Bub, der es gesehen, wie das Kalbenvieh mit dem mutwilligen und fürwitzigen Kopfschütteln ganz ungewollt und zufällig mit einem der kaum spannlangen Hörner die Mathil in den Rücken getroffen, hastete hinzu und schlang rasch die Kette um den Kopf des Unbandes.

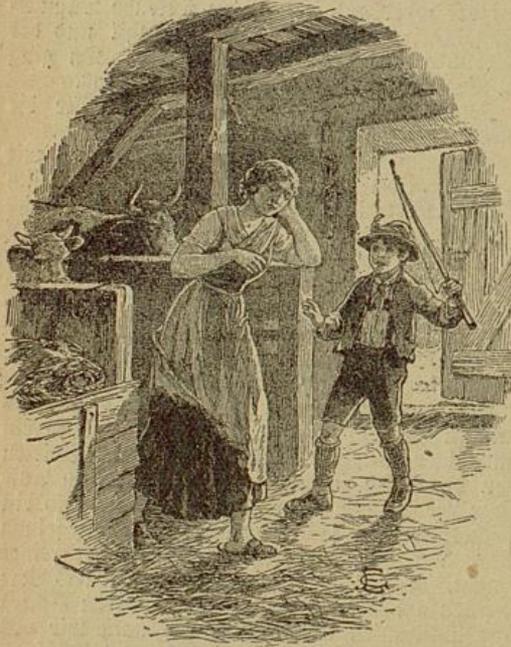
Das Dirndl wankte aus dem Viehstande, rang und schnappte allerweil nach Luft und Rede, hielt die Hände an das Rückgrat und versuchte

augenscheinlich durch Recken und Wenden des Leibes Atem und Rede wieder in Gang zu bringen, doch in der Stube sank es an der Thür zusammen.

Zwei, drei Augenblicke starrte der Bub in seiner Ratlosigkeit ganz geschreckt vor sich hin, und dann rannte er ins Zuhäusel hinüber und rief um Hilfe.

„Geschwind! Geschwind! Die Mauthil ist umgefallen. Das und jenes ist vorgekommen, und jetzt . . .“

Bis der Jockl in seiner langsamen Weise noch ein Weilchen schaute und sich besann, hasteten



Das Dirndl wankte aus dem Viehstande.

der Inmann und sein Weib schon dem Hofe zu und zu Hilfe. Vermochten aber keine zu bringen. Sie rissen dem Dirndl das Gewand auf, überschütteten es mit kaltem Wasser, um den Atem und das Leben wieder in Gang zu bringen, sie rieben es ab und renkten es hin und wider, doch nützte alles nichts. Kein Atemzug hob mehr die junge Brust, und keine Bewegung herrschte mehr die todslächtigen Glieder, die wie völlig verwelkte Blättlein oder Zweiglein eines zarten Sommerblümchens niederhingen. Nur die Augen waren frisch und starrten frisch vor sich hin.

„Etwa hat ihr das Vieh gar das Kreuz abgestoßen,“ mutmaßte die Liesel, das Inweib.

„Ich renne rasch um den Doktor hinunter ins Städtel,“ erbot sich der Inmann, der Nazi.

„Jetzt . . . in der Nacht?“ entsetzte sich der Jockl schier. „Was der verlangt, wenn er in der Nacht heraufstolpern muß ins Schwarzzeck?“

Und wer weiß, ist sie bis dorthin nicht von selbst schon wieder bei sich und beim Leben? Kann gerade nur so eine Schwäche sein, eine Unmacht oder so etwas . . .“

„Wie du halt meinst . . ., aber ich an deiner Stelle tät es schon. Ein Mensch ist ein Mensch, und wegen ein paar Groschen Doktorkosten sollt' eines doch nicht . . .“

„Wie sich's halt gibt . . . wie sich's halt gibt . . . gackerte der Jockl nun herum und sann dazwischen, daß er dem Doktor'schwengel zumindest fünf oder gar zehn Gulden würde zahlen müssen, wenn der in der Nacht heraufmüßte ins Schwarzzeck. „Werden ja sehen. Wenn es eine Schwäche ist, muß sie eh' bald wieder zu sich kommen, und wenn das Kreuz abgestoßen ist, kann dieses auch der Doktor nicht wieder anleimen . . . Werden ja sehen . . .“

Man brachte das Dirndl zu Bette und versuchte noch dies und jenes, richtete aber nichts. Die Schwäche schwand nicht, das Leben kehrte nicht wieder, und der Körper wurde mählig kühl und kühler.

Bis zum Morgen kamen selbst die beiden Inleute zu der Meinung und der Ueberzeugung, daß man den Doktor tatsächlich umsonst heraufgeholt hätte. Der Herrgott hat Tote wieder zum Leben bringen können, aber diese Nacht weder einem Doktor noch sonst einem Menschen hinterlassen. Das Kalbenvieh mochte dem Dirndl wirklich das Kreuz und Rückgrat abgestoßen haben, und darum dürft' es ein Zeitlein nachher gestorben sein.

In der Frühe mußte der Hütbub in die Wolfsöb hinüberrennen und zum Kranzelberger und dorten die Trauerbotschaft ins Haus bringen, und beim Kranzelberger, wo man ein Glockentürmchen auf dem Hausdache hatte, sollte man ausläuten.

Wenn ein Thorer'schlag aus spiegelheiterem Himmel in beide Stuben niedergesummet wäre, hätte er die Leute nicht mehr erschrecken können, als es diese Botschaft tat. Mitten aus dem jungfrischen, überschäumenden Leben dem Tode in die eisigen Arme gestoßen werden, mitten aus den schönsten Zeiten und Jahren hinausgerissen werden wie ein Hühnlein aus der Brut, wenn der Geier jählings herniederstößt aus den Lüften und es mit sich fortreißet . . .! War kaum zu glauben, aber wenn der Jockl die Botschaft schickte, konnte es kaum anders sein.

Der Kranzelberger richtete gleich übers Ausläuten, und die Kranzelbergerin und ihre zwei Dirndeln machten sich eilends auf den Weg und hasteten mit dem Hütbuben ins Irnwieserhöfel hinüber.

Der Goldbrunnerbub, der Kaspar, mähte in der Hauswiese gerade das Morgenfutter für sein Vieh, hörte das Läuten und sah die Leute herbei und des Weges vorüberhasten.

„Einmal das Gebetläuten verschlafen?“ neckte er in seinem Freudübermute, denn morgen sollte es zum Pfarrer und der Hochzeit gehen.

„Ja, Gebetläuten!“ verwahrte sich die Kranzelbergerin. „Ausläuten tut man.“

So? Wer denn da wohl gestorben wäre, da man im ganzen Schwarzack von keinem Krankenfalle gehört, und da auch in der ganzen Umgegend keines Zeit hätte zum Krankwerden, geschweige denn zum Sterben?

„Die Mathil.“

„Ja freilich! Warum denn nicht gar . . . ? Gestern gen Abend noch gesungen wie ein Zieselhahn . . .“ Als aber der Hiltub das Wie und Warum kurz abgerissen herausgeprustet, wählte er die Nacht wie einen riesigen Rußhaufen niederfallen auf die Gefilde des Schwarzacks und Erde und Boden unter seinen Füßen weichen . . .

„Die . . . Mathil . . . und . . . tot . . .!“ Ein etliche Augenblicke war es ihm selber, als wäre ihm unter der Bucht solcher Kunde das Kreuz und Rückgrat abgebrochen, und die Sense entfiel seinen bärenstarken Händen wie den kraftlosen Händchen eines Mübleins, das noch in Schlichthöschen steckt. Die . . . Mathil, und tot! All sein Glück und Glückeshoffen in Scherben und Trümmern!

Er hob die Sense auf und trug sie heim, und dorten schaffte er den Geschwistern, sie sollten das Gras heraufbringen und dem Viehe als Morgenfutter vorgeben. Er aber ging über den Ager hinaus und dem Irchwitzerböfel zu. Als wären ihm alle Flechsen und Sehnen der Füße zerschnitten, müdete er sich dahin, während es in seinem Kopfe sauste und tosete wie in der Radstube einer Mühle, und die ganze Welt sich um ihn zu drehen schien mit all den Bergen und Berghängen . . . Es konnte kaum sein, es konnte unmöglich wahr sein. Gestern noch so frisch und wohltauf wie ein immergrün Wachholderständlein, und . . . morgen wollten sie zum Pfarrer gehen . . . Wie ein frischgefeiltes Sägeblatt fuhr ihm das Läuten des Glöckleins durch Gehirn, Mark und Bein . . .

Auf der Gerd des Irchwitzerböfels trat ihm der Jockl entgegen, doch er dachte nicht daran, daß sie nun im Prozesse stünden miteinander, es fiel ihm nicht einmal ein, daß das Verhältnis in der letzten Zeit ein anderes geworden denn früher.

In der Stube drinnen flennten und jammernten die Kranzelberger Weiber.

„It's . . . wirklich wahr, Jockl?“ preßte er mühsam heraus. Doch der Jockl fuhr ihn hart und grob an.

„Geht's nachher dich etwas an? Und . . . was hast du bei uns zu suchen? Weißt nimmer, was ich gestern gesagt habe?“

„Keinen Tritt mehr, Jockl, keinen Tritt mehr, stotterte der Kaspar, würde erst wachsfahl bis

in den Mund hinein und nachher allmählich zornbiberrrot. „Aber merken kannst dir diesen Tag auch.“

Mit jähem Auf wandte er sich ab und stolperte wieder von dannen. Wenn es so war, konnte man nichts machen; wenn dieser Grausling die ganz grundlose und unnötige Feindschaft sogar um ein . . . Totes aufhäufete wie eine wehrende Mauer, gab es nichts anderes, als wieder umzukehren und sich in das Unabänderliche zu schicken. Aber wenn sich eine Gelegenheit geben sollte, so gutmütig er, der Kaspar, sonst war, die Stunde zahlte er heim . . .

Der Jockl schaute ihm eine Weile nach und nickte dann ein etliche Male selbstzufrieden vor sich hin . . . den hat es wirklich, und das mag ihn nun vertreiben. Den richtigen Augenblick erspähen und auszunutzen, und er verkauft baumfest und rennt davon . . . rennt davon, um dem Leide und dem Erinnern auszuweichen.

Als auch die Wolföder daherkamen und man darüber richtete, das Dirndl aufzubahren nach Brauch und Herkommen, zog er sich an und ging zu Tale, die verschiedenen Gänge wegen des Leichenbegängnisses zu verrichten . . . Beim Pfarrer mußte angefragt werden, beim Mesner und beim Totengräber, der Tischler sollte einen Sarg machen, und der Doktor im Städtel draußen sollte den Totenbeschauszettel ausstellen. Also Gänge über Gänge, und als er ins Städtel hinunterkam, war es über Mittag. Der Doktor schalt, daß man ihn nicht gleich geholt hatte, und da er selber nicht Zeit hatte, schickte er den Bader zur Totenbeschau ins Schwarzack hinauf, befahl dem aber, auf jedes etwa zweifelhafte Zeichen sorgsam zu achten, weil man bei solchen Leuten nie wissen könnte . . .

Nachdem auch dieses gerichtet, kehrte der Jockl zum Mittagessen ein. Saß aber auch der Hansenbauer im selben Wirtshäusl, und eine Rede gab die andere. Woher oder wohin und warum und so weiter. Der Jockl erzählte, was bei ihm vorgefallen und ließ gleich durchscheinen, daß er nun zur Heirat gezwungen wäre, wahrhaftig gezwungen, zumal auch noch das Goldbrunnenörtel zum Hofe kommen dürfte und die Arbeit aufs Doppelte anwüchse. Wenn er, der Hansenbauer, sich nun unter den geänderten Verhältnissen vielleicht doch anders besonnen hätte . . . ? Der Irchwitzerböfel würde nun schier ein kleines Hafsersfürstentum werden, dessen sich weder er, noch sein Dirndl zu schämen hätten.

Doch der Hansenbauer hatte auch da nur eine undeutliche Absage. Wenn einer wegen nichts und wieder nichts Prozesse anfangt und Unfrieden in die Nachbarschaft brächte, von dem hätte er schon genug, vollauf genug.

Da ließ der Jockl sogar sein Bier stehen und nahm den Heimweg wieder zwischen die Füße . . . Wenn es einer zum besten meinte, und es ist

noch nichts, da kann ihm aber schon die ganze Welt auf den Kirschbaum steigen. Jetzt steht er erst da wie der richtige . . . Schneemann. Die Mathil tot, die Feindschaft auf dem Halse, Gerede und üblen Ruf um und um und . . . keine Aussicht mehr, das Hansenbauerdirndl mit seinem großen Heiratsgute auf das Höfel zu bringen. Selber könnt' er sich prügeln wie einen widerborstigen Hund. Jetzt . . . pfeift er auch schon auf den ganzen Prozeß, und jetzt kann ihm auch das Goldbrunnerhöfel gestohlen werden, selbst wenn man es ihm anbieten sollte. Nimmer um ein Königreich. Könnte gleich wieder heißen, so und so, und von so einem hätte der und jener vollauf genug.

Ganz zerfahren und zerwirret kam er heim, und die Leute mutmaßten, der Schwester Tod ginge ihm so nahe.

Nachmittags kam der Bader zur Totenbeschau und dem hatte er für den Gang so viel zu zahlen, als ihm für den Doktor zu viel gedünket und gereut.

Das Kreuz abgestoßen . . . das war auch des Baders Meinung und Urteil, und das setzte er als Todesursache auf den Beschauzettel.

Am Abende kamen die Leute zur üblichen und brauchmäßigen Totenwacht, insonderheit das junge Gevölke von um und um. Sonst allerwegen zu Scherz und Uebermut aufgelegt, ließ jegliches von den jungen Leuten den Kopf ein Merkwürdiges tiefer hängen und manch' ernstigen Gedanken durch sein Sinnen ziehen, der zu anderer Zeit allorten keinen Weg gefunden hätte.

„Meinen sollte man nicht . . . für möglich sollte man es nicht halten, daß ein einziger Augenblick ein so kernfrisches Leben abreißen könnte,“ jamm des Wolfsöder Beitel ein über das andere Mal dahin. „Nicht Franken, nichts fehlen . . .“

„Mitten aus der eifernsten Gesundheit heraus . . .“ So das Allendirndl.

„Liegt auch wie im gesunden Schlafe da,“ meinte des Kranzelbergers Everl, da es der Toten den soeben gewundenen Kranz aus immergrünem Preiselbeerkraute und Wildblumen auf den Lockenkopf gerichtet. „Wie ein Blümlein, das jählings abgebrochen worden.“

Die Hochweiderdirndl brachten ein etliche Rosmarinsträuße mit, die Jugendgepielin und Freundin damit zur letzten Talsfahrt zu schmücken, und des Droschels Heini hatte daheim alle aufgebühten Monatsröslein vom Blumenstöcklein geschnitten und ebenfalls herbeigebracht. Also mußte das Kränzlein mit den Wildblumen wieder aus dem Haargelocke, und es wurde eines gewunden aus den Rosmarinsträußen und den Monatsröslein.

Darüber verging die Zeit und es kam Mitternacht heran, wo altem Brauch und Herkommen nach zu beten angefangen werden soll. Da fiel

es einem ein und auf, daß vom Goldbrunn keines zur Totenwacht gekommen. Wohl des leidigen Prozeßhandels wegen.

„Ein Unsinn!“ knurrte der Jockl, da ein paar Reden fielen, die Unfrieden und Prozeßhändel verurteilten. „Alles kann man sich doch nicht gefallen lassen und wenn er nicht so . . . so . . .“

„In so einem Falle aber sollte man doch allen Zwist hintanziehen . . .“

„Meinen täte man,“ heuchelte der Jockl. „Aber . . . wie ich schon gesagt habe . . .“

Der Kaspar jedoch irrte denselben Abend und dieselbe Nacht auf den totenstillen Gesilden des Schwarzecks umher wie ein halb Zerwirrter, und alle daumlang suchten seine Blicke hinüber gegen das Zelwieserhöfel, aus dessen Fensterchen der Schein des Lampenlichtes in die Finsternis der Sommernacht stach . . . Morgen hätten sie zum Pfarrer gehen wollen miteinander, um sich zu gemeinsamem Wandel durchs Leben zu versprechen, und derweilen trägt man sie nun übermorgen als eine Tote hinunter. Und nicht einmal ins Haus hat ihn der Grausling gelassen, die totenstarre Hand noch einmal drücken zu kön-



„Das Kreuz abgestoßen,“ das war auch des Baders Meinung.

nen, die sich ihm lebend zum Lebensbunde geboten hätte. Flennen könnt' er, wenn er es zuwege brächte, raufen könnt' er mit Tod und Dummer, so sich die einer ihm in den Weg stellen wollten, und . . . auf die ganze Welt pfeift er nun, die ihm weder Glück noch Freude mehr zu bieten vermag.

Auch die folgende Nacht, wo man die letzte

Totenwacht hielt im Irzweiserhöfel, trieb es ihn hinaus in die nachtdösen und nachtdunklen Gefilde, in die Wälder hinauf und wieder herunter und dem Hause zu, wo sein Liebstes auf dem Totenbette lag, wenn sie es etwa nicht gar schon in die enge Totentruhe gelegt.

Hinter dem freistehenden Backofen hockte er sich nieder und begann allein für die Tote zu beten. Kam aber nicht weit damit, weil sein Wehleid alle Gedanken bald wieder anderer Wege und weitab vom Beten riß. Dann hörte er einmal, wie die zur Totenwacht gekommenen Leute aus dem Hause und heimgingen. Bald erlosch auch das Lampenlicht in der Stube und wahrhaftige Totenstille legte sich um und über das Haus. Die erste Hahnenkraht scholl dem neuen Tage entgegen, und über die Waldberge herauf drängte schon dessen erster Schein. Da wuchtete einmal ein seltsamer Gedanke schwerfällig und unbeholfen durch seinen Kopf und durch sein Sinnen wie ein mannhohes Mühlstein über einen holprigen Bergweg: ohne ihr zum letzten Male noch die Hand zum Abschied geboten zu haben, läßt er sie nicht forttragen. Sein wäre sie geworden nach freiem Willen und Fürnehmen für Leben und Ewigkeit, und sein ist sie über Sterben und Tod hinaus. Der Grausling hat ihm Haus und Türschwelle verboten, vom . . . Fenster ist nichts gesagt worden.

Mit einem Rucke schnellte er empor, und zag und unschlüssig schlich er sich ans Haus und zum Stubenfenster. Während der Totenwacht hatte man es geöffnet gehabt, und jetzt stand es noch halb offen, wahrscheinlich wegen der Toten. Vorsichtig machte er es auf, und wie ein Dieb schlüpfte er in die Stube. Der Hund kannte ihn, so lange man ihn im Hofe hielt; aber da er durchs Fenster kam, knurrte er doch mißbilligend.

Auf einem über zwei Stühle gelegten Brette lag die Tote, und der Schein des flackernden Totenlichtes huschte und zitterte beständig über dem wirklich wie nur schlafenden Gesichte hin und wider. Auf Stirn und Wangen lagen noch Weihbruntropfen, wie sie die fortgehenden Totenwachtleute zum Abschiednehmen dorthin gesprengt.

Eine Weile stand er wie ein Mondscheinler und starrte auf die Leiche. Er wußte nicht, was an Sinnen durch seinen schmerzenden Kopf zog; er rief keinen Gedanken und haschte nach keinem, ihn festzuhalten. Dann kniete er sich langsam nieder und versuchte zu beten, aber es fiel ihm kein Gebet ein. Nur, daß sie gestern zum Pfarrer hätten gehen wollen, fiel ihm ein, und daran erinnerte er auch die Tote, die man heute, in etlichen Stunden, desselben Weges führen wird. Mittendrin aber begann er die Weihbruntropfen vom Gesichte der Toten zu trocknen und

dann kosend über die noch allweg weichen Wangen zu streicheln.

„Auf die Leich geh' ich dir, Mathil. Das kann mir niemand wehren und verbieten. Wird unser Hochzeitszug werden . . .“

Der Gedanke an diese fürgehabte Zeit jedoch brach seine starrrückende Zerkahrenheit und verzweifelnde Härte und löste ein untrost Weinen aus. Brennheiße Zähren kollerten auf das Gesicht der Toten nieder, wo gerade vorhin noch die Weihbruntropfen gelegen, und langsam griff er nach einer der über die Brust gekreuzten Hände.

„So behüt dich Gott, Mathil! Ich . . . ich . . . Wird ja auch einmal werden, daß wir uns wieder sehen. Ich vergesse dich nicht . . .“

Da war es ihm plötzlich, als zuckte die Hand ein klein wenig . . . Ein daunlanges Weilchen vorher hätte er wahrhaftig mit Tod und Dunner angebunden und gerauft, so ihm einer der beiden in den Weg gekommen wäre, bei dem Zucken der toten Hand lief doch ein leichtes Schauern über seinen Rücken, und die Haare auf seinem Kopfe schienen sich sträuben zu wollen.

Himmelvater! Wenn . . . wenn es doch nicht wahr wäre! Wenn . . . jählings hielt er Atem und Weinen an und streifte mit der Hand nach dem Armpulse zurück. Wahrhaftig, wie wenn der noch oder wieder etwas schlägt.

Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein, so daß dessen Schein voll in das Gesicht fiel. Wenn . . . wenn . . .

Herrgott! Blinkten und zwinkerten nicht die Augenlider! War es nicht, als ob . . . ?

„Mathil! Mein Mathil! . . . Himmelvater! Nur wieder leben lassen! . . .“

War es, daß die Lähmung der Lebensorgane der Scheintoten um diese Zeit wieder langsam zu arbeiten anfangen wollten, war es, daß die Nähe und der Händedruck des geliebten Menschen eine geheime und geheimnisvolle, von keinem Forscher erklärbare Macht und Kraft übten, war es etwas anderes: matt und milde hoben sich die Augenlider, und ein schwaches, schütterndes Aufatmen drang aus dem halb geöffneten Munde.

Ein Freudenschrei, das Totenlichtlein fiel zerschellend zu Boden und verlöschte, und auch das Hundevieh fing ein gellend Freudegebelles an, als kannte es selber, daß das Leut, das ihn allweg gefüttert, wieder zum Leben erwachte.

„Mathil! Mein Mathil! Nur nicht wieder . . . nur nicht nochmals sterben! Wart', ich hebe dich ein wenig auf . . .“

Und da er das wie wachsweiße Leut suchte aufsetzen wollte, polterte der Fock aus der Kammer.

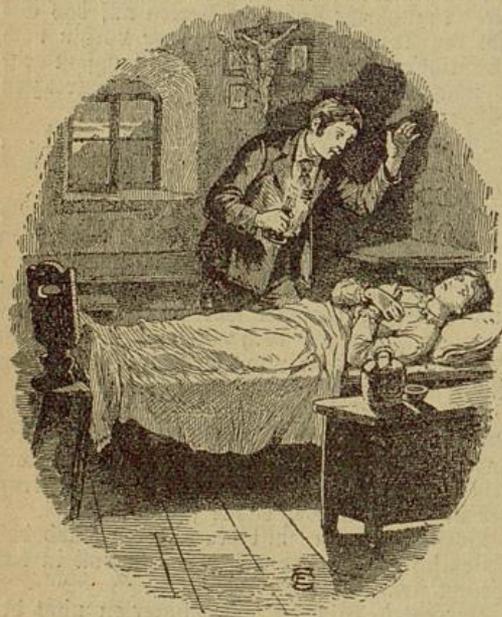
„Was . . . ?“

Doch kaum streifte sein Blick den Winkel, wo die Schwester auf dem Totenbrette lag, prallte und taumelte er auch schon wieder zurück. Was

es dort war, konnte er vor Schrecken im Augenblicke weder erkennen noch fassen, aber daß es dort etwas gab und die Tote nicht mehr allein war, jagte ihm das Entsetzen durch Mark und Bein.

„Alle . . . guten . . .“ stotterte er beinahe zähnelappernd.

„Kranze nicht lang, sondern geh her und hilf mir!“ murrte ihn der Kaspar in einem selbst-



Vorsichtig hob er mit der anderen Hand das Totenlichtlein.

samen Gemüths von schier überwallender Freude und jählings wieder aufsteigendem Aerger an.

Am Reden und an der Stimme kannte er nun trotz des unbändigen Schreckens, den . . . diesen Menschen. Der Kaspar! Nicht schlecht!

„Ja . . . was hast denn du da zu suchen?“

„Frage nicht lang, und geh her! Lebendig wird sie wieder.“

Zögernd und zagföhen kam nun der Jozl herbei und half mit, die aus dem Scheintod erwachende Schwester aufzurichten, vom Totenbrette und auf eine Bank zu heben.

Dann wurde das Inweib herbeigeholt, und bis die Morgenjonne durch die Fensterscheiben lachte, lächelte auch die Mathil schon wieder wie ein aus hartem Träumen erwachtes Kind.

„Weil es nur wieder so ist!“ Etwas anderes brachte der Kaspar kaum mehr aus dem Munde, und immer und immer wieder haschte er verstockt nach der oder jener Hand des Dirndls, ob . . . der Puls wirklich noch schlug.

Als das Inweib wieder ging, wollte auch der Kaspar aus dem ihm verbotenen Hause.

„Tue dich recht schonen, daß nicht wieder . . .!“ mahnte er die Mathil noch.

Der Jozl fühlte sich beinahe wie in einer recht spießigen Dornstaude. Von überall her stach und zwickte es. Der Schrecken wollte nicht völlig verebben, der Aerger über diesen Menschen wühlte noch allweil in ihm und zwackte und zwickte hier und dorten. Der Gedanke, daß es fast nur mehr um Haaresbreite gefehlt, und die Schwester lebendig begraben worden, weckte alle Augenblicke ein frostig Gruseln in seinem Leibe, und dazwischen zwängte sich mäblig die Freude durch, daß glücklicherweise das Grausliche abgewendet war. Lebendig begraben! Erst im Grabe ersticken und vor Schrecken und Entsetzen sterben müssen! Brrr! Und wenn dieser Mensch nicht . . . ist, wäre es kaum anders gekommen. Aber was hatte er da noch zu suchen gehabt, nachdem er gar nicht einmal bei der Totenwacht gewesen, und wie war er ins Haus gekommen, da er, der Jozl, selber die Haustüre hinter dem letzten zugeriegelt?

„Du . . . du . . .“ stotterte er unwillkürlich und verlegen heraus. „Was ich noch sagen wollte . . . fragen wollte . . . Wie . . . hat sich denn die Geschichte eigentlich zugetragen? Was hast denn . . .?“

„Das darfst schon wissen, Schwager.“ beschied der Kaspar hübsch bissig und vom Aerger geherrscht. „Ist meine Braut, die Mathil, und heute wär unser Ehrentag gewesen . . .“

„Fehlt nichts . . .“

„Und weil zwei . . . so Leute nicht auseinander gehen, ohne daß sie Urlaub nehmen von einander, und weil du mir die Türe verboten gehabt, so bin ich durchs Fenster herein. Wie wenn es hätte sein wollen oder sein müssen, daß ich dazu komme, wie sie aus dem Scheintod erwacht . . . Du hättest nichts gehört und gesehen davon, und bis in der Frühe . . . Wer weiß . . .? Weil es nun wieder so ist!“

Dem Jozl begann wie in weiter Ferne etwas aufzudämmern, das ihm so wildfremd vorkam wie ein noch nie gesehen Gesicht und dabei doch schier wieder wie bekannt. Es mochte doch etwas geben, das die Leute zueinander zog und aneinander kettete, etwas Großes, schier Allgewaltiges, das selbst den Tod nicht scheute und über diesen noch hergehoch hinausragte, etwas Großes, neben dem der kleinliche Unfrieden, der die Leute auseinander und wider einander trieb, wie ein böswillig Zwerglein ausschaute.

„Setz dich nieder ein Zeitlein!“ schaffte er. „Wir . . . reden . . . ein wenig über die . . . Geschichte.“

„Wüßte nicht, was . . . noch weiter zu reden wäre,“ trugte der in seinem Aerger dawider. „Und . . . ich muß schauen, daß ich wieder heimkomme.“

„Setz dich nieder, sag' ich. Den Trutz und . . . den Unfrieden lassen wir nun beiseiten.“

„Wer hat ihn denn angefangen?“ So wieder der Kaspar.

„Wenn dir schon . . . gerade geholfen ist mit der Rede: ich. Und ich mache ihm auch wieder ein Ende. Verstehst? Ob ich . . . Ah was!“ brach er kurz ab. Wozu brauchte der andere zu wissen, was eigentlich getrieben und gesehet? „Meine Sach!“ Ich lebe so auch . . . Werde mich eh' gleich müssen auf den Weg machen und die Leich' abjagen. So geht es auf einem Wege, wenn ich auch den . . . Malefizprozeß abjage. Die Kosten halt . . . Ah was! Auch die zahle ich, damit . . . ein Frieden wird und eine Ruhe. . . Schick' etwa von deinen Schwestern eine herüber, auf daß etwer um die Mathil ist, und damit die und das Inweib die Hausarbeiten verrichten! . . . Wenn es dir so recht ist . . .“ setzte er nach einer kleinen Pause noch hinzu, um wenigstens den Anschein zu retten, als hätte er doch nicht völlig unrecht, und das Ganze wäre nur eine Art Dankbarkeit und großmütiges Entgegenkommen.

„Ja, mir schon. Ich verlange mir sonst nichts, wie meine Mathil und Ruhe und Frieden . . .“

Als der Jockl dann fort war, um Leich' und Prozeßen abzusagen, und als das Inweib und des Goldbrunners größeres Dirndl am Bette der auf so seltsame Weise aus dem Banne des Scheintodes gerissenen Mathil standen und redeten, fragten und wunderten, meinte das Inweib überlings einmal: „Nachher sagt man oft, es . . . gäbe nichts, es . . . wäre die ganze Welt so öde wie . . . eine ausgefahrene Landstraße . . . Ein Wunder, muß man geradeweg sagen.“

Ein Wunder! Das sagte auch jedes der Leute, die mählich ins Haus kamen, um dem Dirndl auf die Leich' zu gehen, aber nun wieder heimgehen konnten. Der Kranzelberger aber meinte, Wunder hätte es seit uralter Zeit hie und da einmal gegeben und es würde deren wohl so lange geben, bis . . . die Leute das Gras wachsen hörten, weil noch keiner geboren, der sagen könnte, er wüßte und verstände alles und fände zu jedem Rätsel und Schloßlein den passenden Schlüssel. Und jetzt hätte man halt im Schwarzeck auch eines, auch ein Wunder.

Acht Tage nachher wallte vom Schwarzeck ein Menschenzug zu Tale und gegen das Kirchörtlein hinab: der Hochzeitszug, den das mutwillige Kalbenvieh vereitelt, und den treue Liebe doch wieder dem Tode abgenötigt.

Voraus schritt der Jockl, als Brautführer, die glückstrahlende Schwester am Arme führend und hinter den zweien zwei Goldbrunnerkinder: der Kaspar, der auch die Schwester führte, die er als Brautjungfer oder Kranzeljungfer zur Kirche führte.

Vor dem Altar wechselten die Paare, und als dann der Pfarrer etwas sagte vom Getreussein

bis in den Tod, da kraupfte sich des Kaspars Rechte klammerfest um die Hand seiner angetrauten Mathil, als wollte er heimlich versichern: und wenn es nochmals oder hundertmal sein sollte und wieder sein könnte . . .

Heimzu ging den Jockl die Schwester nichts mehr an; er führte des Schwagers Schwester am Arme, und der Wolfsöder stieß unvermittelt einmal den Goldbrunner scherzend und neckend an.

„Du! Darf gut gehen, wenn du dir nicht nächstens schon ein bißel Heiratsgut richten darfst für ein Dirndl. Mir scheint . . .“

„Meinethalben,“ nickte der. „Mit Willen, sagen wir Bayern, wenn etwas sein muß. Aber . . . weißt, das ist frei nicht zu glauben, was alles vorkommen kann, und . . . wie sich Leute und Zeiten oftmals im Handumdrehen ändern . . .“

„Als ob's der Hebel geschrieben hätt'!“

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Macht, daß ich mir anmaße, ein, wenn auch noch so schwächlicher Nachfolger von ihm zu sein; weit gefehlt! Ich erzähle nur nach, was man mir erzählt hat, und was das Leben da Feines gesponnen hat.

In einem Schwarzwaldtal, etwas abseits von der viel befahrenen und begangenen neuen Fahrstraße ist's gewesen. Dort läßt irgendwo ein altes, schmiedeisernes Wirtszschild, eine Sonne, zum Verweilen ein, ein echtes Stück dörflicher Handwerkskunst, und macht uns Heutigen wieder einmal so recht klar, was wir alles nicht gelernt, sondern verlernt haben. Es lockt: „Komm, hier ist gut rasten nach dem Marsch am schwülen Sommertag!“ Und ich folge ihm gern.

In der halb dämmrigen Wirtsstube ist es schön kühl; schön kühl sind auch der Trank und die goldgelbe Butter, die die alten Leute auf den runden Tisch in der Ecke vor mich stellen. „Sonst isch nit viel da; die Junge sind im Heu,“ sagt das alte, schon ein wenig gebückt daherkommende Mütterlein. „Ja,“ ergänzt der weißhaarige, aber stattliche Mann, „mir sin auch nit sölig mehr auf Fremde eingricht; sit die neu Fahrstraf un damit der bequemer Weg nimmer an der alte Sonn vorbeiführt.“ „Die hat mich aber doch ganz freundlich eingeladen,“ mein ich drauf. „Ja,“ sagt der Alte bedächtig, „wo eins noch so 'ne Einladung versteht, des isch drinne immer willkomme: des paßt halt dann auch rein!“

Ich nicke ihm zu und laß mir Speiß' und Trank gut schmecken. Dabei schweifen die Blicke in der großen Stube herum und bleiben an einem Riesenschranke hängen, der sich selbst in dem Raum, der ganz von neumodischem Ritsch verschont ist, noch besonders alt und ehrenfest ausnimmt.

„Mein, so ein Schrank, was sag ich, ein Haus, noch eher eine Burg! Eigentlich ist er fast zu groß für die Schwarzwaldstube, zu hoch ganz sicher, denn er reicht bis an die Decke.“ „Ja,“ hör ich drauf, „eigentlich war er noch viel höher; die vier klobigen, runden Füß hat man nicht drunter setzen können.“

„Der sieht aus, als ob er allerlei erzählen könnte!“ „Sell kann er wohl; mögt Ihr 's gern hören?“ erwidert der Alte. Nur zu gern; Zeit hab ich ja; draußen sticht die Sonne noch immer; hier drinnen ist's kühl und schattig. Aber auch ohne das, um eine Geschichte, die das Leben selber gedichtet hat, veräume ich auch willig Zeit und Stunde.

„Ihr habt von Burg geredet; so wasähnliches war der Schrank auch für die Lent, wo ihn zerstückt gehabt haben. Ich zeig's Euch nachher; bleibt derweil nur ruhig sitze; der alt Riesentaste hat auch für die reiche Bauersleut de Kaffeschrank vorgstellt. Ganz oben, da isch ein Geheimfach; da drinn habe sie als ihr Silbergeld aufgehobe, wo sie vom Handel mit Vieh und Frucht in der schwere Lederkass heimbracht habe. 's ware ja gar unruhige Zeitläuft. Aber nit nur Geld war in der Burg versteckelt, emal auch e frisch's jung Lebe. Der Schrank, der hat mei Vatter un mei Mutter selig zammbracht; darum hat sie ihn dann auch mit ihrem andere Heiratsgut uf de Schwarzwald schaffe lasse. 's war schon fastcht eine Weltreis' so nach 1813 rum vom Hunsrück aus gweise, wo's überhaupt noch kei Eisenbahne un noch keine von denen schreckliche Autos gegebe hat, wo uns bald die ganz gut Schwarzwaldluft verfränkere. Wenn's auch fürs Geschäft ein Schaden isch, mei Frau un ich frene uns hehlinge dran, denn vor de Junge dürfe mir's nit sage, daß mir nit an der Hauptverkehrsstraf liege. Jetzt will ich aber von dem Schrank da un von meine Eltere weiter verzähle.“

Wie's kommen isch, daß auch mei Vatter mit der großen Armee nach Rußland zogen isch, hab ich nie so recht rausgebracht. Er hat nit gern von jeller Zeit mit Eis und Feuer und Eis und

Not, aber um so lieber von da an verzählt, wo er als Korporal mit drei andere versprengte Kamerade durch de Hunsrück kommen isch. Abgriffe un matt, wie sie ware, hat man sie doch überall nur ungern gese, ja gfürchtet, auch wenn sich nur ein kleins Trüpple zeigt hat. Oft isch ihne ja dann auch ein größerer Haufe nachgfolgt. Wer hat's ja nie wisse könne. Drum hat man halt gern überall Hab und Gut, und auch die Maidle, in Sicherheit bracht, wenn's geheisse hat, sie seie im Anzug. So war's auch auf dem stattliche Anweise gweise, der Hof, 's Haus un die Ställ, alles wie ausgstorbe. Aber eins war anders, un wie's

die arme Teufel noch nie erlebt habe: Auf dem große Tisch in der Bohnstüb war gedeckt, un Esse un Trinke, was numme 's Herz begehrt. Un im großen Dse hat e Feuer prasselt, un auf dem mächtige Kanapee, das an der Stell von der Ofenbank gstande isch, da sin Decke un Strümpf un sonst noch allerlei warme Sache glege. Alles, grad als ob's »Griß Gott« sage wollt un »tut nur, als ob ihr daheim wärt.« Sie schauene sich an wie verzaubert. Dann setze sie sich



Sie schauen sich an wie verzaubert. Dann setzten sie sich, so feierlich, als ging's zum Abendmahl, an de Tisch.

so feierlich, als ging's zum Abendmahl, an de Tisch; kein Gschrei oder gar e wüschts Wort wird laut. Mei Vatter hat uns Kinder oft verzählt, wie 's ihm dabei komme sei, daß sie daheim ums Vatters Tisch immer e Gebet gsproche hätte. Recht zammbracht hätt' er's nitimmer; un wenn er's noch ganz gekonnt hätt, wär's ihm gwiß auch vor dene Kamerade genierlich gweise, aber unter dem Tisch da hat er erscht verstohele d' Händ gfaltet; un ich mein, unser Herrgott hat sich auch da dran gfreut. So viel auch da war, sie habe fast alles rafehl gegefse. Dann sind sie aufgstande un habe sich an dene warme Sache gfreut; die dicke Strümpf mit Müß, aber doch froh über die arme, verfrorene und offene Füß gezoze un ihre schmutzige, zerfetzte Fußlappe gleich im Dse verbrannt. Die Schuh habe sie einstweile stehe lasse. Aus stehle hat keiner gedacht; 's war ja alles so fein für sie hergrichtet gweise. Sie sin

dann nach einer Weil alle vier die Trepp auf- gange. Einer, 's war eben mein Vatter, ick dann wieder runterkomme, hat sich auf das Kanapee glegt, zugeeckt, un ick in der Wärm auch bald eiduselt. Auf einmal, 's war schon fast dunkel in der Stub, wacht er auf. 's muß jemand reinkomme sein, denkt er; 's war doch grad, als sei e Thür gange. Strümpfig tappt er sich an die Stubetür; die ick fest im Schloß. Er legt sich wieder hin, bleibt aber wach un tut nur, als ob er schlief. Auf einmal hört er's wieder. Im gleiche Augenblick weiß er aber auch: des kommt von dem große Schrank! Er hin un reißt die Thür auf, wo nur anglehnt gewesen ick, greift nein und packt was Langes, Weiches.

Er sieht nimmer recht, aber er fühlt's: ein langer Zopf, un wo der ick, da muß auch e Maidle sein, denkt er ganz richtig. 's Christinle war's, dem reiche Bauer sei einzigs Maidle. Dem hat's wohl auch vor dene verwilderte Manne grußt, noch größer war aber ihr Bedaure vor all dem Elend, von dem 's immer verzähle gehört hat. Da hat's ebe für sie grichtet und grichtet und dabei der Zit versäumt. 's hat sich ebe noch im Schrank versteckle könne, wie sie schon auf de Hof komme sin. Auf d' Länge ick's ihm schließlich in dem Kastrichte bang gworde; 's hat schier nimmer schnuße könne. Wie's glaubt hat, jetzt könn es 's wohl riskiere, hat's halt langsam e Spalte öffne wolle. Wie's dann weiter gange ick, jell wißt Ihr schon!"

"D," ruf ick in freudigem Erstaunen, "das ist ja grad, als ob's der Hebel geschrieben hätt!"

"Der Hebel," lacht der Alte; "ja, wenn Ihr den Hebel auch so gern habt, dann kann ick noch was Feiners zeige als des Versteck im Kastrichode. Jetzt komme nur emal her! Guckt emal auf des zweitoberst Schast!"

Ja, wahrlich, da stehen sie, zwar zerchliffen und zerlesen, aber ordentlich in Reih und Glied, all die Jahrgänge des Rheinischen Hausfreunds aus Hebels Zeit! Wie freue ick mich dran! "D, 's kommt noch besser," hör ich dann. "Kommt nur mit da vorne ans Fenschter! Ja, da hängt ein Bild mit Hebels eigener Unterschrift.

"Seinem Bäsle, Christine Schmieder, geb. Hebel, der Johann Peter Hebel. Juni 1819."

Ich kann mich vor Staunen nimmer fassen.

"Ja, ihr Vatter war ein Gschwisterkind von sein, vom Dragonerjobbi, wo ja von dort her, nach viel Irrfahrte uf Basel und ins Wiefental kommen ick. Mir tu's immer leid, daß so gar keiner mehr an den Dragonerjobbi denkt.

Er ick frielich so früh gtorbe; aber e jed's Kind hat doch Vatter un Mutter un kriegt doch was von beide mit. Mich dünkt, der Hebel auch, un wenn mer 's nur aus manche von seine luschtige Gschichtle merke tut. Meint Ihr nit auch?" Ich nick ihm zu; mir hat er damit aus der Seele heraus gesprochen. "Ja, also e Gschwisterkind vom Dragonerjobbi; auch auf dem Hunsrück hat's nebe viel Armut auch e paar behäbige Höf ghabt un auf so eim ick meiner Mutter Vatter gesse."

"Unser Pfarrer, des heißt, der damalig, hat bei Gelegenheit dem Herr Prälat die Gschicht in Karlsruhe verzählt. Der hat sich arg dran gfreut.



Auf einmal hört er's wieder. Im gleiche Augenblick weiß er aber auch: Des kommt von dem große Schrank!

Er hat ihm sei Bild mitgebe un sage lasse jetzt ren's ihn fast, kei Kalender-schreiber mehr zu sei. Des Gschichtle hätt' er gern noch selber im Hausfreund bracht.

's lieb Lorle.

Erzählung von August Gantner.

Durch das Fenster zitterte mit mildem Schein das Sonnengold in das enge Stüblein des Schlossers. Er und sein Weib sahen das lichte Viereck nicht, das sich auf den frischgekehrten Boden legte. Ihre Blicke ruhten auf dem Lorle, ihrem jüngsten Kinde.

Monatelang war es, dem Tode nahe, darnieder gelegen; jetzt aber, nach glücklich überstandener Krankheit, schickte es sich zu seinem ersten Ausgange an. Wohl zeigte sein schmales Gesichtchen noch eine leichte Blässe; aber in seinem

netten blauen Sonntagskleidchen, das blonde Haar schön geschheitelt und in zwei hübsche Zöpfe geflochten, sah es doch allerliebste drein.

„Da, Lorle,“ sagte der Vater, hinter einem etwas rauh klingenden Tone seine wahren, weichen Gefühle verbergend, „hier hast du etwas, damit du auch Karussell fahren kannst.“

„Zehn Pfennig,“ jubelte das Kind, und die Freude strahlte aus seinen großen Augen, „zehn Pfennig! Dreimal kann ich fahren, und ein Pfennig bleibt noch übrig! Den geb ich dem blinden Andres!“

Ein freundiges Leuchten glitt über das Gesicht der Mutter. Leicht fuhr sie mit der Hand über den Scheitel der Kleinen. „So geh denn in Gottes Namen,“ sagte sie, — und Lorle ging. Unter der Haustüre stehend, sahen ihm die Eltern noch lange nach.

Die Mutter hob den Schürzenzipfel empor und fuhr damit über die Augen.

„Was hast, Anne?“ fragte der Schlosser.

„s ist mir gerade was eingefallen.“

„Was denn?“

„Ich hab dir's bis jetzt verschwiegen, Toni. Als es mit Lorle am schlimmsten war, da hat der Doktor einmal zu mir gesagt: „Seid zufrieden, Frau, dem Lorle geht es gut. Bald ist's im Himmel! Und jetzt — dort sieh, wie es hüpfet und springt!“

„Ein helles Wunder ist's,“ pflichtete der Schlosser bei, „hätt' nie geglaubt, daß es wieder über die Schwelle geht; hab' fest vermeint, sie tragen es drüber.“

Die Frau hörte nur halb auf seine Worte. Ihre Finger legten sich unwillkürlich ineinander, und ihre Seele sprach ein inniges Dankgebet.

Unterdessen trippelte das Lorle froh und vergnügt dorfeinwärts. Doch nicht allein. Bald gesellten sich ihm andere Kinder bei. Alle freuten sich, die langermißte, langentbehrte Gespielin wieder zu sehen. „O, lueg, 's Lorle!“ jauchzten sie, „bist lang krank gewesen! Das ist nett, daß wieder bei uns bist!“

Und auch etliche Große kamen aus den Häusern und Hütten hervor, um das Kind zu hätscheln und zu tätzeln.

„Komm, mußt auch einen Karussellkreuzer haben,“ heißt es da und dort. Mancher Gruß und manche Gabe wird ihm gespendet. Alle, alle freuen sich, daß es dem bösen Weinerbaschi entronnen ist.

Horch! Trali, trala, rumbidibum! Das Karussell! Einen Augenblick stehen die Kinder und lauschen. Dann aber jagt die Schar, juchhu, über Stock und Stein vorwärts dem Kirchplatz zu. Mit List und Gewalt drückt und windet sich das Völklein durch die dichte Volksmenge hindurch, und endlich, endlich steht es beim Karussell.

Nein, diese Pracht! So schön war noch keines

im Dorfe. Die hübschen Kutschen mit Postersitzen und gelbseidenen Vorhängen! Die stolzen Pferdchen! Und — o sieh! — Schwäne! Weiße, herrliche Schwäne! Wie schön ihre langen Hälse gebogen sind! Ein Staat ist's, eine Pracht!

Und hoch oben, die roten Lücher, über und über mit goldenen Flittersternchen besetzt! Und die glänzenden Spiegel, die wehenden Fähnchen, die rauschende Musik! Wahrhaftig! Etwas Schöneres kann's auf der weiten Welt nicht geben!

Trali, trala, rumbidibum! Immer zu! Immer frisch drauf los! Das läuft ja großartig. Kein Wunder auch! Das Pferd, das die Maschine treibt, das rennt ja wie besessen. Braves Tier! Man sollte diese Leistung ihm gar nicht zutrauen. Sieh nur, wie dürr und elend es dreinsieht! Wird wohl zu wenig Hafer kriegen! Schade!

Horch! Klingelingeling! Der Karussellmann hat die Glocke in Bewegung gesetzt. Erwünschtes Zeichen für den Gaul. Er bleibt stehen. Und auch die Orgeldreherin, die zitronengelbe Frau mit dem rabenschwarzen Haar, macht eine Pause. Die meisten Kinder steigen aus. Tut nichts. Andere drängen und kämpfen um die freigewordenen Plätze.

Der kleine Korbmacherpeterle, der in der vordersten Reihe der Zuschauer steht, vergeht fast vor Sehnsucht. Traurig blickt er auf das dicht vor seinen Augen haltende „Schimmele“. Ach, wenn er doch auch einmal mitfahren dürfte! Nur ein einziges Mal!

„Fahrst nit, Peterle?“ fragte ihn das Lorle, das neben ihm steht.

Verneinend schüttelte er den Kopf.

„Warum nit?“

„Hab keine drei Pfennig.“

„Da, Peterle, hast drei, da!“

Einen Juchschrei stößt der Kleine aus, und dann klettert er am „Schimmele“ empor. Schwer hält es; fast will's ihm nicht gelingen. Doch das Lorle hilft ihm, und bald sitzt er im Sattel. Fest hält er sich an der Eisenstange, und, trali, trala, rumbidibum, herum geht's prächtig, herrlich. Der Peterle lacht mit dem ganzen Gesicht wie ein junger Maikäfer. Vor Glück und Wonne bringt er den Mund fast nicht mehr zusammen. Wie schön, wie wunderschön das ist! Die vielen, vielen Leute, die man sieht! Doch an denen liegt ihm wenig. Nur nach dem Lorle guckt er, und jedesmal, wenn er an ihm vorüberkommt, lacht er es an und schlegelt mit dem linken Beine, damit es ihn auch sehen soll.

Doch was ist das? Kaum sechs Runden sind vorbei, und schon hält das Karussell an.

Wetter, was ist denn los?

O weh! Der Gaul!

Was denn? Was?

Gestürzt ist der alte, dürre Kiepper.

„Ach, mein liebs Bräunl,“ jammert über das gefallene Tier gebeugt, der Karussellbesitzer.

„Ein fauler Tropf ist's,“ kreischte seine zigeunerhafte Gehälste, „ich will dem störrischen Kloben zeigen, was er zu tun hat!“

Durch die Menge zwängt sie sich hindurch und eilt zum grünangestrichenen Komödiantenwagen.

Gleich ist die Peitsche gefunden. Im Nu auch faust ein Hagel von Hieben auf das arme Tier nieder, das einigemal noch schwach mit den Beinen ausschlägt und sich dann nicht mehr rührt.

„Hör auf, Genzi,“ ruft der kahlköpfige Alte, „siehst du denn nicht, daß es am Krepieren ist!“

Sie steht und starrt, und dann bricht sie los: „Unsinn! Das Luder hat wieder seine Marotten! Ich will sie ihm aber austreiben!“

Sie kehrt die Peitsche um und schlägt mit dem Stiel unbarmherzig auf das arme Tier los.

Nun wird's dem Alten aber doch zu bunt. Mit derbem Griff reißt er die Peitsche an sich und versezt dem Weibe unter dem Beifallsjauchzen der Menge einige Hiebe über den Rücken. Dann sinkt er von neuem auf sein gutes Bräunl und versucht durch Schmeicheln und freundliche Worte es wieder auf die Beine zu bringen.

Vergebliches Bemühen.

Lorle, das gar zu gern dem armen Geschöpf helfen möchte, überkommt ein plöglicher Entschluß. Fort eilt es in das Doktorhaus.

„O Herr Doktor,“ bittet es, „o Herr Doktor, kommt und helfst. Dem Karussellmann ist das Roß gefallen, und 's will nimmer aufstehen.“

Lächelnd läßt der Arzt seinen langen Bart durch die Finger gleiten und sagt: „Schön, daß du mich nicht vergessen hast, liebes Lorle; aber ein Tierarzt bin ich nicht.“

Das Kind blickt höchst verwundert zu ihm auf. „O Herr Doktor,“ fleht es, „helfst doch dem armen Roß! Seid doch so gut! Ihr habt mich gesund gemacht und bin doch so schwer krank gewesen. Ihr bringt auch den Gaul wieder auf die Beine.“

Es faßt den Arzt an der Hand und zieht ihn fort.

Der Doktor sieht den himmlischen Schein im Auge des Kindes. Er kann nicht anders. Er muß ihm folgen.

„Nun denn,“ sagt er und nimmt seinen breitkrempigen Hut vom Kleiderständer, „wir wollen einmal sehen, was zu machen ist.“

Von Lorle begleitet, verfügt er sich an den Ort des Unfalles.

Immer noch kniet der Karussellbesitzer neben dem „Bräunl“. Die Tränen rinnen ihm über die welken Wangen herab. „Tot,“ jammert er und ringt die Hände, „tot, tot! O das Unglück! Das ist mein Untergang. Intsch bin ich, bankrott!“

Aus derselben Tonart klingt die Klage der zitronengelben Genzi: „Ach, das lieb, lieb Bräunl! Sieben Jahr lang hat's uns gedient, treu und fleißig. Und nun das Glend! O heilige Jungfrau von Gutenzell, böss sind wir in der Patsche. Jetzt heißt's Betteln oder verhungern. Was anfangen? Was beginnen?“

„Ein ander Roß kaufen,“ antwortet kraftvoll eine tiefe Stimme.

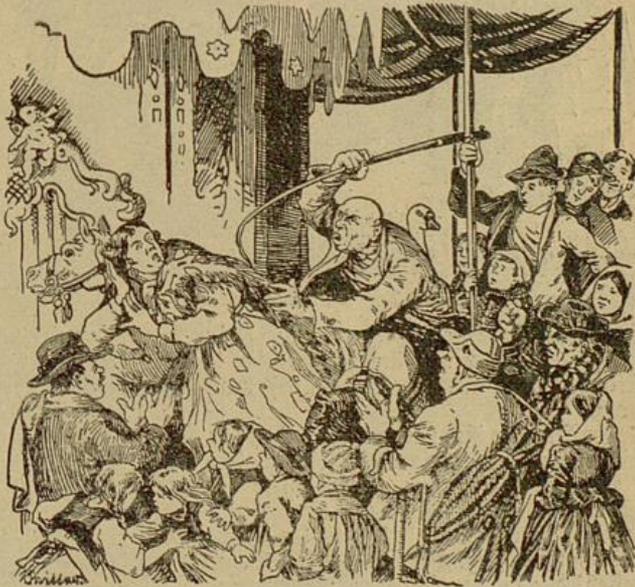
Das Weib wendet sich und starrt den an, der den Ratschlag erteilt hat.

Ein stattlicher Herr von edler Gesichtsbildung ist's.

„Verzeihung, wer ist der Herr?“ fragt Frau Genzi neugierig.

„Dr. Wieland,“ sagt der Arzt, bückt sich zu dem Pferde nieder und macht sich an ihm zu schaffen.

„Ist alles umsonst, Herr Doktor,“ redet ihn der Karussellmann an, „das Bräunl ist tot, und



Mit derbem Griff reißt er die Peitsche an sich und versezt dem Weibe unter dem Beifallsjauchzen der Menge einige Hiebe über den Rücken.

alle Doktoren der Welt werden's nimmer lebendig machen. Und mit dem Vorschlag, ein ander Pferd zu kaufen, ist's auch nichts. Woher nehmen, wenn nicht stehlen? Wir sind ärmer als die Kirchenmäuse.“

„Da nehmt, Mann,“ sagt Lorle, von Mitleid bewegt, und reicht dem Alten einige Kupfermünzen hin, sein ganzes Besitztum.

Ein bitteres Lächeln fliegt über das bartstoppelige Gesicht des Karussellmannes. Schon will er mit einer spöttischen Bemerkung das Mädchen abfertigen, als er von dem treuherzigen Blick des Kindes wunderbar getroffen wird.

„Ich danke dir schön, liebes Herzchen,“ spricht er, „doch behalte du nur dein Geld. Wollt Gott, es gäbe noch viel von deiner Sorte auf der Welt.“
 Und wie der Doktor das so mit ansieht und anhört, packt es ihn tief im Innersten. In die „Krone“ eilt er hinüber, wo dichtgedrängt die Kirchweihgäste beisammen sitzen, die ihn alle

„Wa — wa — was soll er kosten?“ stotterte er schließlich.

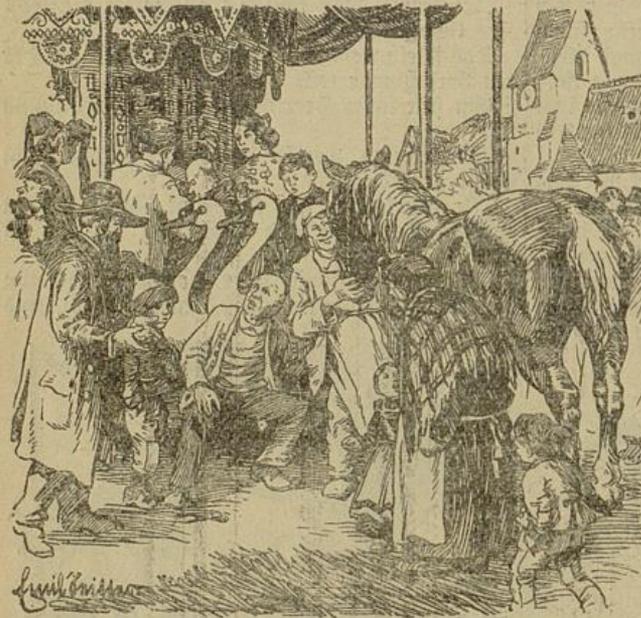
„Nichts.“
 Freudig strahlen die Neuglein des Alten. „Ihr wollt mir aus der Patsche helfen?“ fragte er, „ist's möglich?“

Und als der Doktor bejahend nickt, bricht der Mann in Jubelrufe aus: „Herr Doktor, ich danke Ihnen viel — viel tausendmal. Wahrhaftig, es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt.“

Der Arzt wehrt seinen Worten: „Nicht mir, dem kleinen Mädchen müßt Ihr danken, das Euch beschenken wollte. Ihm habt Ihr Euer Glück zuzuschreiben.“

„Gott soll's dem Kind vergelten,“ sagt der Karussellmann und drückt dem Arzt voll Zubrunst die Hände, und die schwarzhaarige Genzi singt sein Lob in allen Tonarten.

Geschäftige Hände befördern das gefallene Pferd zur schmalen Kennbahn hinaus, und dann wird der Kappe angeschirrt. Trali, trala, rumbidibum! Ueberjelig dreht Genzi die Orgel; der alte Schröder läßt ein hochtoniges „hü, hü“ erschallen; der Kappe tut seine Schuldigkeit, und zum Entzücken von ganz Reichenbach setzt sich das Karussell wieder in Bewegung.



„So,“ sagt der Arzt, „da bringen wir Euch Erfab.“

kennen und alle hochschätzen. Eine kleine Rede hält er, schildert mit innigen Worten das Unheil, das den armen alten Karussellmann betroffen hat.

„Helfen wir ihm; wenn jeder ein paar Marklein opfert, dann reicht's zu einem alten Kopf.“

Er hält seinen Hut unter, wirft als erster selbst eine gewichtige Gabe hinein und macht dann die Kunde an all den vielen Wirtstischen. Die Bauern „schucken“ alle, alle. Dem Doktor zulieb, der ihr langjähriger, osterprobter Wohltäter ist, greifen sie brav in denbeutel und lassen's fliegen. Eine hübsche Summe kommt zusammen.

„Her mit,“ ruft der pfiffige Bachmüller, „meinen Kappen soll er dafür haben.“

„Erst will ich ihn aber besichtigen,“ sagt der vorsichtige Doktor und schreitet mit dem Müller seinem Anwesen zu. Der Kappe erweist sich als noch leistungsfähig. Der Müller sackt den Mamon ein und führt, begleitet vom Doktor, das Kopf dem Karussellmann zu.

„So,“ sagt der Arzt, „da bringen wir Euch Erfab; nun kann's ja wieder losgehen mit der Rundfahrt.“

Der Alte machte große Augen. Ungläubig glöht er den Sprecher an.

Freudigere Gesichter hatte der Kirchplatz noch nie gesehen. Kein Wunder auch! Die gesamte Dorjugend durfte jetzt umsonst Karussell fahren den ganzen schönen Herbsttag lang. Der alte Schröder tat's nicht anders. O, der hatte das Herz auch am rechten Fleck.

Und Lorle? An seinen lieben blauen Augen hatte der Karussellmann das Kind wieder erkannt, und er eilte, es ganz besonders zu ehren.

„Willst lieber in einer Kutsche fahren?“ fragte er freundlich, „oder willst auf einem „Rößle“ reiten?“

Berneinend schüttelte es den Kopf. Und als er zum zweiten- und drittemal fragte, sagte es endlich verschämt: „Auf einem Schwan möchte ich reiten.“

Im Nu ward sein Wunsch erfüllt. Eigenhändig lupfte es der Alte auf einen milchweißen Schwan, und besorgt streifte er ihm die Steigbügel über seine hellgewichsten Sonntagsschühlein.

Trali, trala, rumbidibum! Wundernetzt drehte sich das Karussell. Hei, diese Lust! Hei, dieses Vergnügen! Das Lorle strahlte vor Glück. Der Doktor hatte doch Recht gehabt. Im Himmel war 's lieb Lorle, im Himmel!

Der lachende Dritte.

Von W. Karl.

Wenn Zwei sich streiten, lacht der Dritte. Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt. Daß aber auch Zwietracht ernährt, nämlich den lachenden Dritten, und daß dieser Dritte verzehrt, was die Dummheit der Zwietracht ihm aufwartet, das lehret die folgende Geschichte.

Wenn man von Ixhausen aus in Dingsda einmarschiert, so liegt rechter Hand gleich am Anfang des Dorfes, das schöne breite Wirtshaus zum Löwen, und mitten in einem breiten Fenster liegt der schöne breite Löwenwirt und schaut mürrisch die Gasse auf und ab, ob denn keine Gäste zum Fröhlichoppen kommen wollen.

Doch! Einer kommt. Aber der Löwenwirt scheint keine große Freude an dem Gast zu haben; denn er macht ein böses Gesicht, indem der Fremdling langsam und zaghaft die große steinerne Staffel hinaufsteigt. Es war ein Handwerksbursche oder Arbeitsloser oder dergleichen; ein junges, blondes Bürschlein, gar nicht übel gekleidet, mit einem fast noch kindlichen Gesicht. Der Wanderer trat in die Gaststube und der Löwenwirt drehte sich herum, wirklich wie ein gereizter Löwe.

„Was willst?“

„Etwas zu essen, wenn's Ihnen nicht zuviel ist.“

„Nein! Das soll mir nicht zuviel sein, was ich dir gebe. Dir aber auch nicht. Dergleichen faule Brüder wie du, die kriegen nämlich bei mir überhaupt nichts!“

Nun begann der Löwenwirt eine Bußpredigt, die nicht nur für die Arbeitslosen, sondern auch für die Arbeitslosenpolitiker und für die gesaunte hohe Obrigkeit überhaupt sehr interessant gewesen wäre, wenn die Herren sie gehört hätten. Aber auch der einzige Zuhörer dieser Donnerpredigt fand sie gar nicht interessant; eben wollte er beschämt und traurig den Saal wieder verlassen, da kam dem Löwenwirt ein Gedanke, was nicht alle Tage geschah.

„Halt, Bürschle! Komm mal mit! — So! Da gehst du jetzt die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Dort wohnt einer, den füttert und mästet der Staat. Der soll auch dich füttern. Laß dir von dem ein recht gutes Mittagessen geben! Schönen Appetit!“

Der Jüngling tat gehorsam wie er geheißener wurde und stieg langsam nach oben. Wie er

aber im zweiten Stock ankam, da war ihm, als müßte ihn der leidige Schlag rühren. Denn da empfing ihn mit offenem, stauendem Munde und gesträubtem Schnurrbart — der Gendarm. Der wohnte nämlich da oben.

„Was wollen Sie hier? Mensch!“

„Ich wollte . . . ich wollte . . . ich wollte . . .“

„Und ich wollte, daß der Teufel . . . Herr du mein! Bald hat man nichts andres mehr zu tun als den Komaden da nachzulaufen. — Geht's nur! Betteln hast du wollen! Aber warte! Diesmal bist du an den Falschen geraten.“

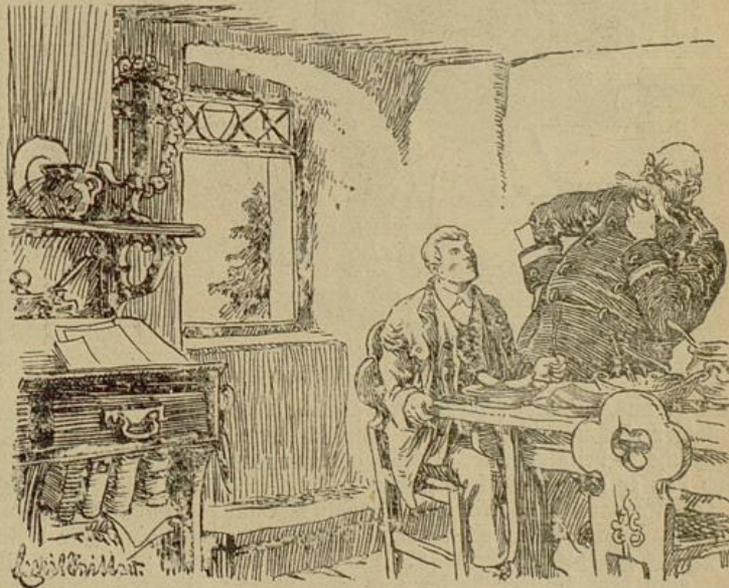
Nun, das sah der Bursche von selbst ein.

„Herr Wachtmeister!“

„Ist das nicht eine Frechheit, sogar noch im Innern der Häuser herumzuschneffeln? Warte nur!“

„Herr Wachtmeister! Ich wäre nicht so frech gewesen, da heranzukommen. Aber stuten, der Löwenwirt, hat mich's geheißener. Ich solle mir hier ein gutes Mittagessen geben lassen.“

„So? So? Der Gnjon steckt dahinter? So? So? Na ja! Was fange ich jetzt mit dem fetten Sünder da drunten an? — Uha! Uha! Ich



Allmählich, als der Schmaufende einmal eine Atempause machte, begann der Wachtmeister das Ausfragen.

hab's! — So! Komm nur herein! — Da herein! In die Stube! — Also ein Mittagessen soll ich dir geben, hat er gesagt? Gut! Sollst eines haben!“

Nun rief der Wachtmeister seiner Frau und ließ dem Gast auftragen: Suppe, Kraut, Speck, eine Bratwurst; nicht übel! Der Wandersmann fühlte zwar immer noch einen bedeutenden Rest von Unbehagen, denn der grimme Mann des Gejeßes schaute ihm immerfort mit streng prüfenden Blicken zu. Aber noch größer als das Unbehagen

war bei dem Pilgrim doch der Hunger. Der Bursche war heute schon weit gewandert und hatte noch nichts im Magen als den kläglichen Rest von gestern. So dachte er also: Mag kommen was da will! Immer ist's besser, man hat etwas im Leib als man hat nichts drin. So hieß er denn entschlossen ein wie Ziegen in den Feind.

Allmählich, als der Schmausende einmal eine Atempause machte, begann der Wachtmeister das Ausfragen. Bald hatte der geübte Examinator

eine lange Lyonerwurst auszuhändigen, die wie eine rote schlafende Schlange in einem Teller lag. Der Wirt tat, wie der Wachtmeister befahl; aber sein vor Stammen halb offenkündiger Mund zeigte die bange Frage an: Wer wird das wohl bezahlen? — Nun, wenn der Wachtmeister bestellte, so mußte der auch zahlen. Der Löwenwirt wollte ihm dann schon sagen, was die Zeche betrug.

Als nun alles fertig und die Wurst in der Tasche des Fremden wohl verstaut war, stand der Wachtmeister geruhig auf, gab dem Burschen die Hand und segnete ihn zum Abschied und zur Reise. Zum Wirt aber sagte er unendlich kaltblütig:

„Wir sind also wohl quitt. Alles zusammen wird ungefähr eine Mark fünfzig machen. . . Auf Wiedersehen, Herr Löwenwirt!“

„Ja! Halt! Wie soll ich das verstehen? Wer zahlt denn das Bier und die Wurst? Das müssen Sie bezahlen. Denn wer bestellt, der zahlt auch.“

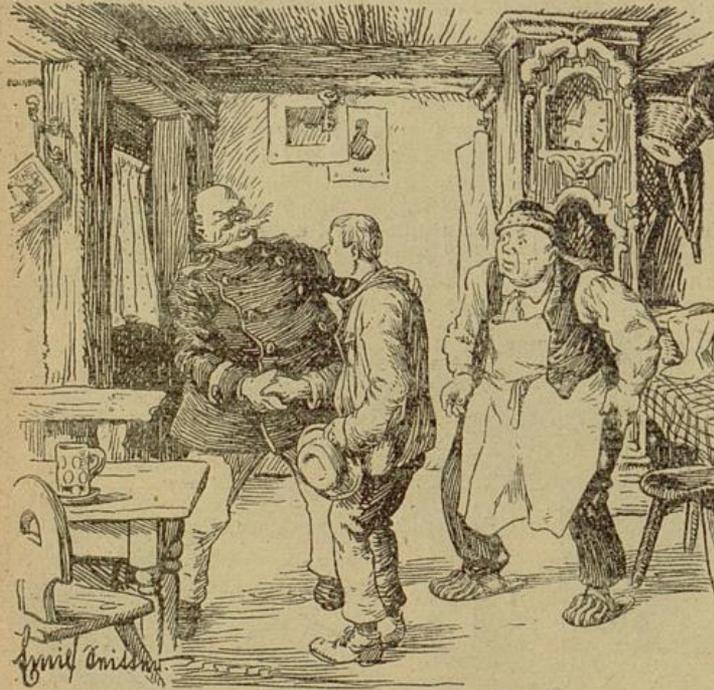
„Ist beides schon bezahlt. Wollen Sie mir nicht eine Quittung geben? Es ist nämlich Ihre Gewohnheit, die Rechnungen zweimal zu schicken.“

„Lassen Sie diese Späße!“ drohte der Hausherr.

„Späße? Das ist hier kein Spaß, sondern ein glattes Geschäft. — Sie, Herr Löwenwirt, haben mir den Burschen da heraufgeschickt, ich solle ihm ein Mittagessen geben. Nun, das hat er auch bekommen. Er kann's Ihnen beschwören.

Bei Ihnen aber hätte es mindestens eine Mark fünfzig gekostet. Wer nun aber bestellt, ganz richtig, der zahlt auch. Sie haben für den Mann da das Essen bei mir bestellt, folglich zahlen Sie es auch. Also waren Sie mir eine Mark fünfzig schuldig. Für diesen Betrag aber, anstatt ihn in bar zu fordern, ließ ich dem Burschen soeben Bier und Wurst verabreichen. Ich denke, wir sind nicht mir quitt, sondern Sie haben sogar noch ein kleines Geschäft gemacht. Sollten Sie aber damit nicht einverstanden sein, so können Sie mich ja verklagen. Adieu, Herr Löwenwirt! Lebe wohl, mein Sohn! Wenn du aber wieder in einem Dorf sechstest, so fang nicht gleich bei dem Gendarm an, sondern erkundige dich zuerst, wo er wohnt!“

Der Löwenwirt verklagte den Wachtmeister nicht. Aber an jenem Tag warf er die Stühle in der Stube herum, daß der Schreiner hintenach reichlich Arbeit bekam.



Als nun alles fertig war, stand der Wachtmeister geruhig auf, gab dem Burschen die Hand.

auch heraus, daß dieser Bettler kein gewohnheitsmäßiger Schmarotzer, sondern wirklich durch plötzliche Arbeitslosigkeit in Not geraten war, und daß er ehrliche Arbeit suchte.

Endlich waren die Teller und Schüsseln leer und sogar mit Brotstücken gewissenhaft ausgewischt.

„Hat's geschmeckt? Recht so! Und jetzt wollen wir auch dem Sünder da drinten eine Freude machen. Daß mich der Kerl doch ärgert, wo er kann! Das zu schreiben, geht auf kein Papier! Dem gehört der Kuckuck als Mieter ins Haus, aber kein ehelicher Christenmensch.“

Damit geleitete der Wachtmeister den erwartungsvollen Gastfreund unter schadenfrohem Lächeln hinab in die Wirtschaft, hieß ihn sich dort setzen und bestellte mit heuchlerischer Freundlichkeit gegenüber seinem darob überraschten Hausfeind für den Handwerksburschen ein Glas Bier, dann noch eines. Er selbst trank nichts. Dagegen hieß er den Wirt, dem stummen Gast

Des Hinkenden Standrede über das fliegen.



An einem Herbsttag des Jahres 1926 saß der Hinkende wieder einmal im „Löwen“ mit seinen Getreuen, so zwischen Licht und „i g'sieh nix mehr“, um ein Gläschen vom Neuen zu probieren. Dieser versprach ein guter Jahrgang zu werden, und die frohe Aussicht auf einen guten Tropfen der edlen Gottesgabe erfüllte die Herzen und beschwingte die Gedanken. „Paßt auf, Löwenwirt,“ sagte der Hinkende, „übers Jahr wird auch Euer Neuer mit Flugzeugen nach Berlin kutschiert werden, wie es dies Jahr zum erstenmal vom Rhein aus geschehen ist, damit die armen Großstädter da im Norden auch verschmecken können, was neuer Wein ist.“

„An mir soll's nicht fehlen,“ erwiderte der Löwenwirt, „aber wenn mein Wein nach Berlin fliegt, will ich mitfliegen. Meint Ihr, Hinkender, das ist eine sichere Sache?“

„Und ob! Im vorigen Jahr sind in Deutschland schon 85000 Flugreisende befördert worden, und es ist ganz wenig passiert. Beim Eisenbahnfahren gibt's auch manches Unglück, und erst beim Automobil- und Motorradfahren. Da will ich schon lieber fliegen, da gibt's wenigstens keine Zusammenstöße, bei denen man sein Leben verliert.“

Der Barbier, der seine Zeitung genau las, hatte an Stelle des Hinkenden rasch die Antwort gegeben. Nun fuhr der Lehrer fort und nickte bekräftigend mit dem Kopf: „s sind aber auch genug heruntergefallen bis die Flugkunst so weit gekommen ist, wie sie heute dasteht; aber merkwürdig, 's ist wie in der Schlacht; die Lebensgefahr hat keinen abgehalten, das Fliegen zu versuchen.“

„Ja,“ nahm nun wieder der Hinkende das Wort, „da war es am 12. August grad dreißig

Jahre her, daß einer der Ueberlegtesten und bei allem Wagemut doch Vorsichtigsten den Tod bei einem Flugversuch fand; das war Otto Lilienthal. Ich weiß nicht, ob Ihr in Eurer Zeitung am Jahrestag seines Todes etwas über ihn gelesen habt; aber verdient hat er es, daß man sich seiner erinnert und sein Andenken ehrt, grade jetzt, wo die deutsche Flugtechnik so angesehen und erfolgreich ist. Drum möchte ich Euch von ihm erzählen.“

Der Hinkende sah sich fragend um; da er lauter Zustimmung und Spannung auf den Gesichtern las, fuhr er fort: „Er ist nämlich, kurz gesagt, der eigentliche Begründer der Flugwissenschaft. Von Beruf war er Ingenieur; aber sein Hauptstreben galt der Bezwingung der Luft; für das Ziel, ein Flugzeug zu erfinden und mit ihm fliegen zu lernen, setzte er mit größter Leidenschaft all seine Kenntnisse und Fähigkeiten ein. Aber nicht nur seine Beharrlichkeit und Fähigkeit sind vorbildlich, er ist auch mit größter, echt deutscher Gründlichkeit vorgegangen; er hat erst sich und seinen Modellen einfache Aufgaben gestellt, dabei jede Einzelheit durchdacht, durchgerechnet, dann erst durchprobiert, und nach den Erfahrungen an den Modellen wieder gerechnet, verbessert und wieder probiert.“

„Probieren geht halt doch über Studieren,“ schaltete der Maurerpolier ein, „aber erzählt nur weiter, das interessiert uns alle!“

Der Hinkende hat ja,“ so fuhr er selber fort, „die ganze Entwicklung der Fliegerei seit vielen Jahren verfolgt und das Kopfschütteln nicht begriffen, mit dem damals so viele die Bestrebungen Lilienthals begleiteten; er hätte ihm von ganzem Herzen gewünscht, daß er seine Versuche hätte zu Ende und zu vollem Erfolg bringen dürfen. Denn die Aufgabe, die er sich zunächst gestellt hatte, die hat er auch gelöst: er wollte nicht gleich fliegen wie eine Taube mit raschem Schlag der Flügel nach oben und unten — diese Art des Fliegens nennt man Ruder- oder Schwingenflug —, nein, er wollte zunächst nur fliegen, wie etwa ein Storch vom Nest herunter auf die Wiese fliegt, indem er sich mit ruhig gehaltenen Schwingen den Luftströmungen entgegenwirft und sich ohne eigene Anstrengung tragen und sanft heruntergleiten läßt. Diese Art des Fluges heißt darum auch Gleitflug.“

„Das muß ganz schön sein, denke ich mir, sich so dahintreiben lassen,“ meinte die Löwenwirtin, die auch einen Augenblick zugehört hatte.

„Aber Lilienthal hat's ganz allmählich lernen müssen; trotz seiner zwei Tragflächen, die wie Fledermausflügel geformt waren, fiel er das erstemal vom Dach seines Hauses, von dem er absprang, fast wie ein Stein herunter. Aber allmählich ging's besser; auch brachte er über

der ersten Tragfläche noch eine zweite an; wir sagen heute, er machte aus seinem Eindecker einen Doppeldecker. Und als er den Gleitflug beherrschte, ging er daran, den Flug der großen Seebögel nachzuahmen, die die Windkraft zur Fortbewegung ausnützen, so daß sie ohne einen einzigen Flügelschlag mit ausgebreiteten Fittichen empor- und weitergetragen werden.“

„Ich hab' schon manchmal gedacht, wenn ich über Land gehe und sehe die Weihe über dem Wald kreisen, das muß auch so was ähnliches wie Segelflug sein,“ unterbrach der Postagent.

„Gewiß, aber die Vögel haben vor dem Menschen das feine Gefühl für die Winde voraus. Drum gehörte auch viel Mut dazu, so zwischen Tragflächen hängend, sich jedem Windstoß preiszugeben. Aber Lilienthal lernte schließlich durch unablässiges Bemühen tatsächlich, in immer wiederholtem Auf- und Abwärtsgleiten von Windströmung zu Windströmung, die Kraft des Windes auszunützen. Und eben bei einem solchen Segelflug, bei dem er sich schon in Kirchturmhöhe befand und wie ein Schmetterling hoch in der Luft dahinschaukelte, fand er den Tod durch

weit von der Erbauung eines richtigen Flugzeuges mit einem Motor gewesen, aber in Deutschland wurden seine Fortschritte zunächst nicht weitergeführt. Die meisten Nachfolger fand er im Ausland. Erst in den Jahren nach dem Krieg, als uns in Deutschland, wie ihr wißt, nur ganz schwache Motore in Flugzeuge einzubauen erlaubt war, damit diese nicht kriegsverwendungsfähig waren, haben mutige junge Leute, Schüler der technischen Hochschulen von Hannover, Darmstadt, Stuttgart und Dresden, aus der Not eine Tugend gemacht und versucht, wie weit man überhaupt im Segelflug ohne Motor gelangen kann. Das ist im Grunde genommen nur die unmittelbare Fortsetzung der Lilienthalschen Versuche.“

„Aha,“ sagte der Barbier, „das sind wohl die Segelflieger, von denen die Zeitungen sagen, daß sie in der Rhön ihr Wesen treiben.“

„Geißt und gebastelt haben sie an vielen Orten, aber in der Rhön haben seit 1920 jeden Herbst Wettbewerbe stattgefunden um Preise, die die Flugzeugindustriellen ausgesetzt haben; in England und Frankreich, auch in Sowjetrußland, ist übrigens ähnliches geschehen; selbst in Italien sind unsre Segelflieger zur Schau geflogen. In der Rhön ist eben auch herrliches Gelände für Flieger: weitgedehnte Moore, einsame Heiden und baumlose Hochflächen, dafür, namentlich an ihrem höchsten Berg, der Wasserkuppe (sie ist etwa so hoch wie der Kniebis), weht jahraus, jahrein ein starker Wind, und besonders furchtbar sind die Stürme im Herbst und Winter. Drum sagt das Sprichwort mit Recht: »Zu einer Pelzklappe gehören in der Rhön drei; einer, der sie auf hat, zwei, die sie festhalten.«

„Diese Winde sind aber den Segelfliegern gerade recht; sie bauten sich frisch-fröhlich Flugzeuge, die nur aus großen Flügeln bestanden und flogen, ähnlich wie Lilienthal gegen den Wind abspringend, immer weitere und weitere Strecken, nur durch Ausnützung des Windes. Der motorlose Segelflug ist ein richtiger Sport geworden, wie Rudern oder Kanufahren. Bereits haben die Segelflieger gelernt, mehrere Stunden in der Luft zu bleiben und hin und her zu segeln, zu drehen und zu wenden wie ein Motorflieger. Das bis jetzt schönste Ergebnis hat aber nicht in der Rhön, sondern an der Ostsee in Rositten, auf der Kurischen Nehrung, wo die Vogelwarte ist, der Lehrer Schulz erzielt, ein bewährter Kriegsfieger, der mit einem Passagier in einem Segelflugzeug den Weltrekord auf über 9 Stunden hinaufgeschraubt hat, und noch dazu mit den einfachsten Mitteln und ohne viel Aufhebens davon zu machen.“

„Und was ist denn sonst bei dieser Fliegerei herausgekommen?“ fragte der Maurerpolier nun doch etwas spitz.

Aber der Hinkende entgegnete ruhig: „Die



Der fliegende Storch und der fliegende Lilienthal.

einen Windstoß, den er nicht abfangen konnte, und der ihn mitsamt dem Flugzeug zum Absturz brachte.“

Der Hinkende schwieg, sah nachdenklich in sein Glas, nahm einen Schluck und fuhr dann fort, da alle schwiegen: „Lilienthal war nicht mehr

Sache ist nur scheinbar spielerisch und überflüssig; es sind vielerlei neue Erkenntnisse wissenschaftlicher, aerodynamischer und bautechnischer Art, wie die Flieger sagen, dabei gewonnen worden, das heißt über Kraftwirkungen und ihre Ausnutzung in bewegter Luft und die Berücksichtigung dieser Kräfte beim Bau der Flugzeuge überhaupt, ferner über Flächenkrümmung, auf die es sehr ankommt, Größe der Fläche und den Luftwiderstand, je nach der Form der Flächen und sonstigen Teile. Der tatsächliche Erfolg der Versuche namentlich in der Höhe ist die Möglichkeit, ein Sportleichtflugzeug zu bauen, eine Art fliegendes Motorrad, in Anschaffung und Betrieb billig, in Bedienung einfach und mit wenig Handgriffen in ein Straßenmotorrad umzuwandeln. Bald könnt Ihr die »Brautomobile« nicht nur durch die Straßen stürmen, sondern auch durch die Lüfte fliegen sehen. Der Sonntags»ausflug« wird dann in des Wortes wirklicher Bedeutung wahr.“

Da lachten alle, und der Löwenwirt meinte: „Wenn man das so hört, dann könnte man wirklich denken, es käme noch dahin, daß bald jeder fliegen kann und jenes Gewimmel in der Luft wäre, das die »Fliegenden Blätter« schon vor vielen Jahren prophezeit haben.“

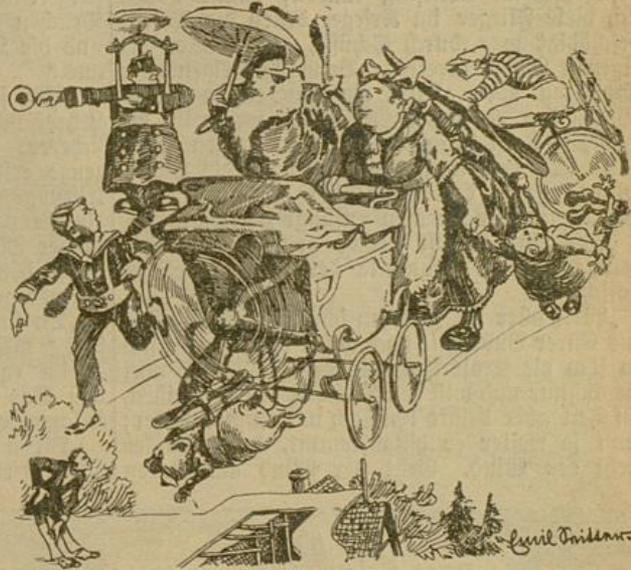
„Gewiß,“ bestätigte der Barbier, „denn vor einigen Wochen ging ein Bild durch alle illustrierten Blätter, das die Erfindung eines Flugapparates zeigte, den sich jeder wie eine Art Tornister anhängen kann; es waren zwei Flügel und zwei Schrauben wie Porziescher daran; aber ob er etwas taugt, hat nicht dabei gestanden.“

„Einem Berliner Arzt ist aber ein Flugversuch geglückt,“ sagte jetzt der Hinkende, „wenn er auch nur über zwanzig Meter reichte, mit einem Apparat, der, ohne Segelwirkung, als Antrieb ein Fahrrad hatte und so den Beweis lieferte, daß man mit reiner Menschenkraft fliegen kann.“

„Also stellt Euch vor, daß bald nicht nur die Motorräder, sondern auch die Fahrräder Flügel haben werden; das kann ja nett werden!“ rief der Postagent.

„Auch diese Versuche sind durchaus ernst zu nehmen,“ gab der Hinkende seinen Getreuen zu bedenken. „Lilienthals siebenundsiebzigjähriger Bruder Gustav baut heute noch an einem Schwingenflieger, dessen Flügel durch einen Motor von drei Pferdekraften bewegt werden, und ein österreichischer Lehrer in Wien will ebenso mit den Kräften eines Motorrades zwei große Flügel bewegen. Und mit einem Schrauben-

flieger — einem Flugzeug, das statt Tragflächen eine wagrecht kreisende Schraube in der Art von Windmühlenflügeln hat — sind dem Erfinder, einem Spanier, in Berlin auf dem Tempelhofer Felde dieses Jahr schöne Flüge gelungen. Aber es wäre Euch wohl langweilig, wenn ich all die Namen der Erfinder aufzählen wollte, die vor



Der Sonntags»ausflug« wird dann in des Wortes wirklicher Bedeutung wahr.

Lilienthal und in den letzten 25 Jahren nach ihm Flugzeuge konstruiert haben. Genug, wirklich frei und öffentlich zum erstenmal geflogen ist ein in Paris lebender wagemutiger Brasilianer, Santos Dumont, am 13. September 1906, einen Tag, nachdem dem Dänen Ellehammer in der Stille das gleiche geglückt war. Santos Dumont flog auf einem Flugzeug mit Motor, Propeller oder Luftschaube zur Fortbewegung und unbeweglichen Tragflächen, beweglichen Flächen zur Steuerung. Im ganzen war es ein gebrechliches Fahrzeug mit vielen Verkehrshen; aber es flog, und seitdem ging's mit Riesenschritten vorwärts, die Ihr alle miterlebt habt, bis zur heutigen Durchbildung und Leistungsfähigkeit des Motorflugzeugs. Aber habt Ihr Euch auch einmal wirklich klar gemacht, warum so ein modernes Flugzeug überhaupt fliegen kann, so daß Ihr's Euren Buben erzählen könnt, wenn sie Euch darnach fragen?“

„O je, Hinkender, die wissen heute schon mehr davon als wir,“ meinte der Bürgermeister, „in der Schule lernen sie's nicht, aber sie wissen's doch. Und drum tut Ihr ein gutes Werk, wenn Ihr es uns erklärt, damit wir vor ihnen bestehen können.“

„Ich will es Euch gern erklären, und vielleicht

unterstützt mich der Herr Lehrer dabei, wenn ich etwa nicht mehr weiter weiß. Den Gleitflug, von dem wir vorhin gesprochen haben, wenden die Motorflugzeuge nur dann an, wenn sie aus der Höhe herab landen wollen; dann wird aber der Motor abgestellt. Auch wenn an ihm ein Schaden ist, kann das Flugzeug noch gefahrlos im Gleitflug landen; damit haben sich viele Flieger im Kriege, denen der Motor beschädigt war durch Schüsse, noch hinter die eigenen Linien gerettet. Beim Aufsteigen vom Erdboden aber gleitet ein Flugzeug auf dem Wind, den es gegen sich haben muß, in die Höhe, wie ein Drachen, den man steigen lassen will. Mit dem laufen und springen die Buben solange gegen den Wind, bis die Schnur sich spannt und der Drachen anfängt zu steigen.“

„Ich muß sie oft genug von meiner Wiese herunterjagen,“ brummte der Bachhuber dazwischen.

„Weil aber der Drachen schräg steht, wie Ihr aus Eurer Bubenzeit noch wißt, darum teilt sich an ihm die Kraft des Windes, ein Teil spannt die Schnur und will den Drachen mit fortreißen, ein Teil aber drückt ihn hoch und immer höher; denn je weiter er hinaufkommt, desto stärker weht der Wind. Geht der Wind am Boden

fallen. Aber den Wind, den es haben muß, macht das Flugzeug selbst; mit dem Propeller, der nichts anderes als ein Stück Schraube ist, schraubt und bohrt es sich so schnell vorwärts auf dem Boden und hernach in der Luft, daß es von ihr ebenso getragen wird wie der Drachen. Drum heißen unsere Flugzeuge auch Drachensflieger. Denn ob sich der Wind gegen den Drachen oder das Flugzeug gegen den Wind und die Luft bewegt, das kommt auf eins heraus.“

„Nur sehr schnell muß es gehen,“ setzte der Lehrer noch hinzu, „je schneller, desto besser und sicherer; und darum konnten flugfähige Fahrzeuge erst gebaut werden, als es ausreichend leistungsfähige und leichte Motore gab. Denn ein Propeller macht etwa 1600 Umdrehungen in der Minute. Und die schnellsten Flugzeuge legen heute schon über 500 Kilometer in der Stunde zurück.“

„Da sind ja unsere Postflugzeuge schon langsam,“ meinte der Postagent, „denn sie brauchen — im »grünen Büchle« könnt Ihr's lesen — von Karlsruhe nach Frankfurt, also für 150 Kilometer, über eine Stunde.“

„Wenn Ihr das so erzählt, Hinkender, klingt alles so einfach und selbstverständlich, daß man eigentlich gar nicht verstehen kann, warum ein Flugzeug herunterfällt,“ wandte sich nun der Manrerpölier an den Hinkenden, der eben sein Glas wieder niedersetzte und nun fortfuhr: „Ihr müßt bedenken, die Hauptschwierigkeit beim Fliegen ist die, das Flugzeug im seitlichen Gleichgewicht zu halten. Dafür haben die Gebrüder Wright die Abhilfe erfunden, das ist die sogenannte Verwindung; dabei wird der äußerste seitlich rückwärtige Teil des einen Flügels nach oben, der entsprechende des anderen nach unten gedreht, so daß sozusagen die beiden Hälften der Tragflächen Schraubenform annehmen und die eine Seite, die zu viel Windwirkung von der Seite erfährt, verkleinert wird, die andere aber mehr vom Windstoß aufzufangen kann und so das Flugzeug seine horizontale Lage beibehält. Uebrigens sind diese Brüder



Agnes Brückner.

Mit dem Drachen laufen die Buben so lange gegen den Wind, bis die Schnur sich anspannt und der Drachen anfängt zu steigen.

stark genug, braucht man bekanntlich nicht mit dem Drachen zu laufen, da steigt er gleich von selbst, und wenn er sehr hoch steht und der Wind ist stark, dann schneidet einem die Schnur in die Hand vom Druck des Windes. Wie ein Drachen ist das Flugzeug schwerer als die Luft; ohne Bewegung und Wind muß es herunter-

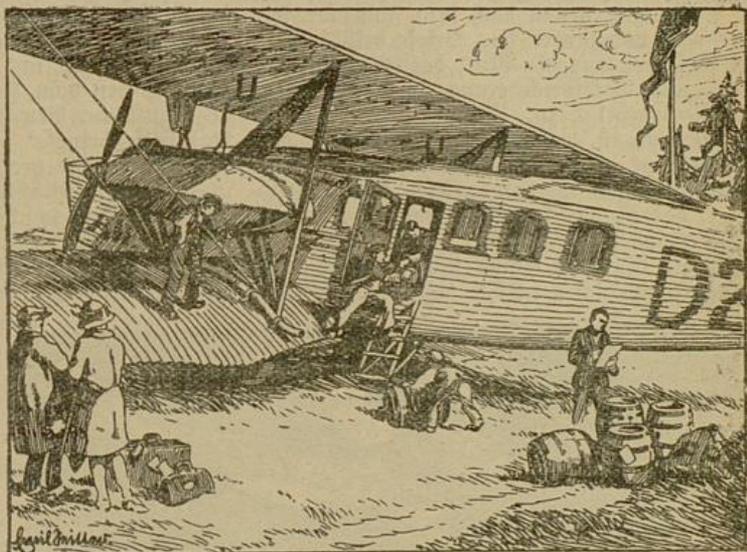
Wright die allerersten gewesen, die geflogen sind, aber sie haben ihre Erfolge und Erfindungen drei Jahre lang, bis 1908, geheim gehalten. Ihr Hauptgeheimnis war eben die Verwindung der Verwindung mit dem Seitensteuer, so daß das Fliegen von Kurven ohne Sturzgefahr möglich wurde.“

„Was aber jetzt die Kunstflieger alles machen können, das ist fabelhaft,“ sagte der Postagent; „ich habe beim Flugtag in Karlsruhe den Udet fliegen sehen, der im Krieg den Pour le mérite sich erworben hat; der hat in der Luft Kinderballons gefangen, ist unter einem Seil durchgeflogen und hat Kunststücke gezeigt wie ein Akrobat im Zirkus.“

„Die Flugzeuge selbst werden eben auch fortgesetzt verbessert und dadurch sicherer; 's ist zwar gerade bei den Schauläufigen dies Jahr allerhand passiert,“ ließ sich der Lehrer wieder hören. „Man probiert heutzutage alle möglichen Verbesserungen in der Form der Tragflächen, der Gestalt des Rumpfes, der Größe und Wirkung der Steuer bei den flugtechnischen Versuchsanstalten in sogenannten Windtunnels, das sind Blechröhren von doppelter Mannshöhe im Durchmesser, in denen der Wind nicht nur pfeift wie auf dem Theater, sondern wirklich in jeder Stärke weht; da kann man schon an Modellen von ganz netter Größe erproben, wie sie dem Wind standhalten.“

„Drum sind die Flugzeuge allmählich auch ganz anders geworden,“ setzte der Hinkende nun seine Rede fort. „Früher waren sie höchst zerbrechlich aus Holz und Leinwand, heute macht man sie so viel wie möglich aus Metall; ein Flügel kann heute ein halbes Hundert Menschen tragen, ohne zu brechen. Vor allem sind dadurch auch die vielen Verspanndrähte weggefallen, die einen so hohen Luftwiderstand ergaben und die Geschwindigkeit verringerten. Selbst den Propeller macht man jetzt aus Metall, und zwar werden dazu, ebenso wie zum Bau der anderen Teile und der Motore Leichtmetalllegierungen, namentlich aus Aluminium und Magnesium, verwendet, die die Wissenschaft der Technik in ganz ungeahnter Güte zur Verfügung stellt. 's wird aber auch alles mögliche von den Flugzeugen verlangt; sie sollen jedem Wetter standhalten, bei Tag und Nacht aufsteigen und landen, zu jeder beliebigen Höhe steigen und tagelang in der Luft bleiben können. Kein Wunder, daß sie immer größer werden. Schon der Graf Zeppelin hat immer gesagt: Baut Riesflugzeuge! Und da hat er recht gehabt. Der Hinkende hat in ein deutsches Großflugzeug hinein-

geschaut, das hat drei Motore von über tausend Pferdestärken zum Antrieb von drei Luftschrauben, dazu einen eigenen Hilfsmotor für Beleuchtung, Schnelltankung, Funkdienst, bequeme Räume für die Reisenden und ihr Gepäck, und unter den eigentlichen Deckräumen noch einen



Großflugzeug, dessen Ladefeller mit Weinfässern beladen wird.

durchgehenden Ladefeller durch den ganzen Rumpf. Da hätte viel von Eurem Wein Platz, Löwenwirt.“

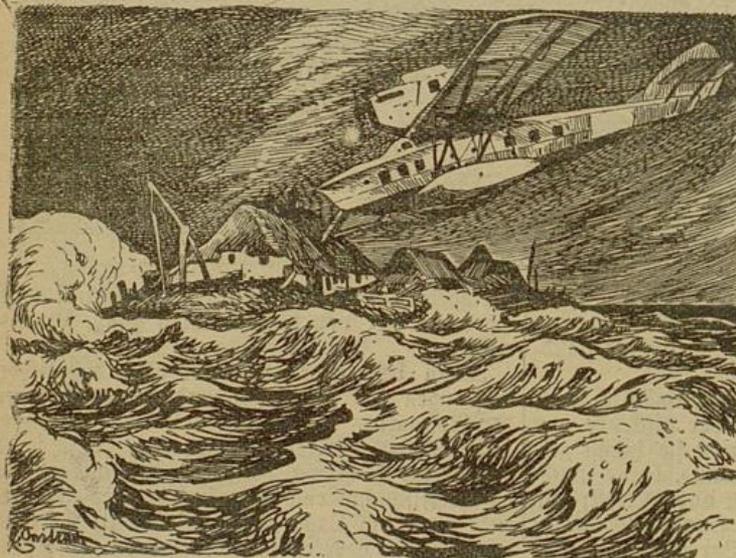
„Man liest aber auch von allen möglichen Leistungen der Flugzeuge und Flieger,“ sagte der Postagent, als er sah, daß der Löwenwirt keine Miene machte zu antworten, „bald wird von einem Flugzeug berichtet, das ausgesandt wurde Fischschwärme aufzusuchen oder eine Untiefe oder die Lage eines gesunkenen Schiffes festzustellen; oder es muß Verbrecher verfolgen, Kranke transportieren, der Reklame ebenso dienen wie der Erforschung einer unbekannteren Gegend; selbst Waldbrände und Raupenfraß im Wald werden vom Flugzeug aus bekämpft.“

„Die Gemeinde hat auch ein Angebot gekriegt, die ganze Gemarkung aus der Luft photographieren zu lassen,“ fügte der Bürgermeister hinzu, „ich hätte nicht übel Lust, einmal einen Versuch machen zu lassen. Ich hab' mir sagen lassen, auf den Luftbildern sähe man manches besser als auf dem Erdboden; z. B. ließen sich Erträge und Schäden, etwa durch Hagel oder Ueberschwemmung, im Bild von oben leichter abschätzen und von verschiedenen Stellen vergleichen.“

„Das könnt Ihr wohl,“ ermutigte der Hinkende, „da bekommt Ihr ein so klares Bild Eurer Gemarkung wie auf keine andre Weise;

den Verlauf aller Grenzen sieht man haarklein. Aber der Luftverkehr ist doch die Hauptsache. Dieses Jahr sind im fahrplanmäßigen deutschen Flugverkehr fast 57000 Passagiere befördert worden über mehr als 6 Millionen Kilometer, ohne daß ein Unfall vorgekommen ist. Heute verkehren die Flugzeuge so pünktlich wie früher die Postwagen, genau nach dem Fahrplan fahren sie ab und landen sie. Briefe befördern sie fast so schnell wie der Bliß; darum nimmt die Brief- und Paketbeförderung durchs Flugzeug so außerordentlich zu. Und wie sicher der Flugverkehr heute ist, das könnt Ihr am besten daraus ersehen, daß wir heute Flugzeugführer haben, die schon im ganzen über 400000 Kilometer, das ist soviel wie zehnmal um die ganze Erde herum, geflogen sind."

"Sogar bis nach China sind Deutsche schon geflogen, hab' ich gelesen," sagte der Barbier;



Dornier-Wal, einem von Sturmflut bedrohten Hallighaus nahend.

„und die Engländer wollen regelmäßige Fahrten nach Indien einrichten mit großen Flugzeugen," sagte der Schneidernaz hinzu, der mit seinem Wissen nicht hinter den andern zurückstehen wollte.

"Ja," nahm der Hinkende wieder das Wort, „in kurzer Zeit wird die ganze Erde mit Flugverkehrslinien überzogen sein. Denn der Luftverkehr zeigt seinen Hauptvorzug gerade auf den großen und größten Strecken, weil da mit ihm so ungeheuer viel Zeit gespart wird. Die Strecke Köln—Königsberg“ —

„Grade 1000 Kilometer," warf der Lehrer ein; „kann in nicht ganz 6 Stunden, von Hamburg nach New-York in 1½ Tagen, von Hamburg nach Südastralien in 6 Tagen geflogen werden. Für

diese Flüge übers Meer baut man Seeflugzeuge, das sind bald Flugzeuge mit Schwimmern, damit sie auf dem Wasser niedergehen können, bald sind es sozusagen Boote mit mächtigen Flügeln, die dann aussehen wie Walfische. Für sie gibt's dann an der Küste noch Sonderaufgaben; was meint Ihr, wieviel Gutes kann so ein Flugzeug leisten, das auf dem Wasser niedergehen kann, wenn es zu einem Schiff in Seenot hinfliegt und die Besatzung abholt, oder wenn es den vom Hochwasser und Sturmfluten abgeschnittenen Bewohnern von Inseln in höchster Not Hilfe bringt."

"Man möchte grad meinen, die Zeppelinluftschiffe seien überflüssig und gar nichts mehr wert, und es war doch so schön, wenn sich ab und zu eines hier sehen ließ," ließ sich die Löwenwirtin vernehmen, „zu denen hätt' ich viel mehr Vertrauen als zu den Flugzeugen; von den Zeppelin ist

auch, wenigstens soviel ich weiß, außer im Krieg, nie eines heruntergefallen und nie ein Mensch zu Schaden gekommen."

"Da habt Ihr recht, Frau Löwenwirtin; dem Hinkenden wäre es auch in der Seele leid, wenn die Zeppeline nicht mehr gebaut und zum alten — Aluminium geworfen würden. Aber soweit ist es Gott sei Dank noch nicht; im Gegenteil, man braucht die Zeppelinluftschiffe jetzt erst recht, gerade für die weitesten Strecken übers Meer, seit der Amerikaflug des J. R. M bewiesen hat, wie glänzend sie sich dafür eignen. Und eine wissenschaftliche Fahrt zum Nordpol plant der Dr. Ekener auch."

"Warum sind sie denn grade dafür so gut zu brauchen?" fragte der Bachhuber, der aufmerksam zugehört hatte.

"Das will ich Euch gleich sagen. Die Flugzeuge sind alle schwerer als die Luft, die Zeppeline aber leichter. Denn sie enthalten ja in ihrem starren Aluminiumgerüst sozusagen eine ganze Reihe von Luftballons, die mit Wasserstoff gefüllt sind. Ein Kubikmeter Wasserstoff wiegt aber nur ungefähr den 15. Teil der gleichen Luftmenge, 1000 l Luft nämlich wiegen etwas mehr als 2½ Pfund, 1000 l Wasserstoff aber nur 90 Gramm. Nun fast heute ein Zeppelin hundert bis hundertfünfzigtausend mal tausend Liter Wasserstoff, darum ist dieser Gewichtsunterschied zwischen dem Traggas und der Luftmenge, deren Raum es im Zeppelin einnimmt, so groß, daß

nicht nur die Teile am Fahrzeug, die schwerer sind als die Luft, getragen werden nebst Betriebsstoff, Gepäck und allem sonst nötigen und möglichen, sondern daß das ganze Schiff eben leichter ist als die Luft, und darum in ihr schweben kann.“

„Diesen Unterschied zwischen dem Gewicht der Luftmenge, die das Zeppelinluftschiff verdrängt, und seinem Gesamtgewicht nennt man seinen Auftrieb,“ setzte der Lehrer noch erklärend hinzu.

Darauf der Hinkende wieder: „Dieser Auftrieb nun ist der große Vorzug des Zeppelins vor den Flugzeugen; er hält ihn ohne weiteres von selbst in der Luft, erlaubt ihm die Mitnahme von großen Mengen Betriebsstoff für die Motore, von genügend Lenten zum Abwechseln in der Bedienung der Steuer und Maschinen. Darum kann es mehrtägige Fahrten ohne Zwischenlandung ausführen, zwei- bis dreitausend Kilometer über's Meer. Bereits haben die Spanier die Einrichtung einer Luftschifflinie Sevilla—Buenos-Aires beschloffen.“

„Das freut mich jetzt; dann kriegt der Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen doch auch wieder zu tun und braucht nicht mehr um Geld zu betteln,“ sagte der Bachhuber aus vollem Herzen.

„Was will man denn immer noch am Nordpol? Er ist doch schon lange entdeckt,“ fragte der Barbier den Hinkenden.

„Die Fahrt nach dem Nordpol ist eine alte Idee des Grafen Zeppelin, drum war er 1910 schon selbst in Spitzbergen. Aber sie hat nicht mehr nur wissenschaftliche, sondern auch sehr große praktische Bedeutung: der kürzeste Weg nämlich von Europa nach Nordamerika führt über den Nordpol, nicht für Dampfer, denn das Meer ist meist zugefroren, wohl aber für Flugzeuge und Luftschiffe; denn dort herrschen im allgemeinen gleichmäßige und günstige Wetter-, Luft- und Lichtverhältnisse. Man will also erkunden, wie sich da ein regelmäßiger Flugverkehr einrichten läßt.“

„Also darum ist der Amundsen schon zweimal dort gewesen,“ sagte der Barbier jetzt, „was hatte er denn für Fahrzeuge, wißt Ihr das, Hinkender?“

„Das erstemal ist er auf einem »auslandsdeutschen« Flugzeug geflogen, das ein deutscher Flugzeugbauer mit Namen Dornier in Pisa erbaut hatte, aber er hatte einen tüchtigen Württemberger als »Montör« mit; er hat dabei aber den Pol selbst gar nicht erreicht. Das zweitemal hatte er ein italienisches sogenanntes halbstarres Luftschiff; halbstarr heißt es, weil die eigentliche Gashülle ihre Form nicht von einem festen Gerüst, wie der Zeppelin, erhält, sondern dadurch, daß sie fortgesetzt aufgeblasen und unter Druck gehalten wird. Man sagt darum besser Prallluftschiff.“

„Unsre deutschen Militärluftschiffe vor dem Krieg, die der Major Groß konstruiert hat, und die Parsevallluftschiffe waren auch ähnlich; ein Wetter von mir hat bei den Luftschiffen gedient und das Kaisermanöver mitgemacht, bei dem beide verwendet wurden, der hat mir davon erzählt,“ berichtete nun der Bürgermeister.

„Aber weder die Franzosen noch die Engländer noch wir haben an den halbstarren Luftschiffen viel Freude erlebt,“ warf der Lehrer ein, „die starren Zeppeline sind ihnen doch weit überlegen. Drum ist es merkwürdig, daß kein System das andere ganz hat verdrängen können; selbst Luftballons finden noch als Sport- und Forschungsfahrzeuge ab und zu Verwendung.“

„Man darf eben eines nicht vergessen,“ sagte der Hinkende, „eine Fahrt mit einem Luftballon schildern alle, die je eine mitgemacht haben, als einen großartigen Genuß. Man kann sie ja auch ein bißchen lenken, indem man den Ballon durch Ballast- oder Gasabgabe in Windrichtungen verschiedener Richtung bringen kann; und auch das Landen ist seit der Erfindung der Reißbahn durch Major Groß, die den Ballon plötzlich zu entleeren erlaubt, lange nicht mehr so gefährlich wie früher.“

„Das muß herrlich sein, so vom Fleck weg in die Höhe fliegen zu können. Ich hab' einmal in Baden-Baden von der Wiese vor dem Kurhaus einen Luftballon steigen sehen, den die Automobile verfolgen mußten; ich wär' am liebsten mitgeflogen,“ gestand jetzt der Barbier.

„Ich mein' auch, mit einem Luftballon müß' man am höchsten hinauf kommen; ist es nicht so?“ fragte der Schneidernaz.

„Ihr habt nicht so ganz unrecht,“ erwiderte der Hinkende, „wenigstens hat es sehr lang, fast 25 Jahre gedauert, bis das Flugzeug die höchste Höhe, die im Luftballon im Jahre 1901 mit 10500 m erreicht worden war, übertroffen hat; erst im Herbst dieses Jahres ist es einem französischen Flieger gelungen unter ganz außergewöhnlichen Vorbereitungen, die wochenlang dauerten, bis fast dreizehn Kilometer hoch zu fliegen; aber die Kälte und die dünne Luft haben ihn furchtbar gepeinigt.“

„Und nun will man gar nach dem Monde fliegen. Kömmt Ihr uns nicht auch davon erzählen? Ihr wißt doch mit allem Bescheid!“ wandte sich der Postagent an den Hinkenden.

Der aber trank eben aus und sagte: „Wenn ich wiederkomme, gerne; aber für heute ist's genug, sonst geht's Euch nach dem vielen Reden vom Fliegen so wie dem Trompeter von Säckingen, der auf einmal auf dem Morgenstern gelandet ist und dort unsern Hebel getroffen hat. Das wär' mir ja schon recht für Euch, aber ich weiß

nicht, ob er noch dort ist, ob ihn der liebe Gott nicht noch näher zu sich herangeholt hat, drum b'hüt Gott für heute und auf Wiedersehen übers Jahr."

Dabei gab er allen der Reihe nach die Hand und schritt zur Thür hinaus.

Dom Sepp-Frieder.

Von L. Haarbeck.

Mu hör 'mal wieder den alten Sünder, wie er greint!" sagte die Flicklies zu ihrer Mutter, die sich am Fenster von der lieben Julionne bescheinen ließ.

"Ja," antwortete die Angeredete, "ich hab' ihn heimkommen hören heut nacht. Daß Gott erbarm! Ich glaub', er ist auf allen viere die Treppe 'raufgekrabbelt."

"So ein Lump!" fuhr die Flicklies fort, "hat er das Kind schwer krank in der Augenklinik und führt so ein Leben! Ich tät mich der Sünd fürchten."

Die Flicklies wohnte mit ihrer Mutter in einer Mansarde mit schiefen Wänden im fünften Stock, und der „alte Sünder“, der Sepp-Frieder, bewohnte daneben eine Kammer. Es ist wahr, der Sepp-Frieder hatte das heulende Elend. Das kam meist über ihn, wenn er ein paar Stunden seinen Rausch verschlafen hatte. In diesem Zustand konnte man ihn um den Finger wickeln, und er schwur jedesmal hoch und heilig, daß das sein letzter Rausch gewesen sei.

Der Sepp-Frieder brauchte nicht in der Stadt in einer Mansarde zu sitzen und zu greinen. Er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor fünf Jahren saß er auf einem netten, kleinen Bauerngütchen draußen in einem stillen Dörflein mit Weib und Kind, und sie hatten miteinander geschafft und gespart, damit das Nickele, das kleine blonde Ding, mit den großen, runden Blauaugen, es einmal besser und schöner haben sollte als seine Eltern.

Auf einmal bekam der Sepp-Frieder den Stadtsimmel. Er nahm in der Stadt Arbeit, und sein Weib schuftete daheim allein weiter, bis sie nicht mehr konnte. Und er kam am Samstag abend heim mit einem mageren Geldbeutel; aber dafür hatte er jedesmal „einen sitzen“. Er brauchte zuviel Geld für sich; die Wirtschaft ging zurück und, wie es so geht, das Gütchen wurde verkauft, zwangsweise, und der Sepp-Frieder und sein Weib zogen als arme Leute in die Stadt, hinauf in den fünften Stock in die Kammer mit dem schrägen Fenster. Hier erst wurde sich das junge Weib klar über sein Schicksal. Es mußte schaffen vom frühen Morgen bis zum späten Abend für andere Leute, wenn es und das Nickele nicht verhungern wollten, denn

der Sepp-Frieder ging seine eigenen Wege; er war am liebsten im „Goldenen Löwen“ mit seinen Sausbrüdern zusammen.

Nicht daß der Sepp-Frieder sein Weib und sein Kind im Stich gelassen hätte! O nein, wenn er nüchtern war, zeigte er sich als der zärtlichste Gatte und beste Vater, und sie lebten in bester Eintracht, solange sein Weib kein Geld von ihm verlangte. Sie verdiente ja ganz nett, sie kochte gut, da brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Nichts wäre ihm schrecklicher gewesen, als wenn sein Weib und sein Kind hätten Mangel leiden müssen. So konnte er jeden Abend mit gutem Gewissen ins Wirtshaus gehen und auch da bleiben bei seinen Sausbrüdern. Es ist kaum zu glauben, wieviel Geld einer durch seine und anderer Leute Gurgel jagen kann.

Jetzt saß er in der Dachstube und greinte, weil sein Weib gestorben war. Nicht daß er sich Vorwürfe gemacht hätte. Nein, das war, Gott sei Dank, nicht nötig, es ist ihr nichts abgegangen, sie hatte ganz nett verdient, und sie hatte gut gekocht. Aber Heimweh, richtiges Heimweh Sehnsucht, heiße Sehnsucht, hatte er nach ihr. Wie waren sie doch glücklich gewesen! „Marie! Marie!“ schluchzte er laut, und die Flicklies sagte in der Stube nebenan: „Auf nur, die hat, Gott sei Dank, ausgelitten, die machst du nicht mehr unglücklich!“ Seit Marias Tod war es mit dem Sepp-Frieder noch viel mehr bergab gegangen. Er schaute sich in der Stube um. Wie sah es aus! Wie war es bei der Marie so blitzauber gewesen! Und das Kind!

Eine kleine Weile war es totenstill, so als wenn der Sepp-Frieder sich über etwas erschreckt hätte. Das Kind! Es dämmerte ihm, es wurde ihm plötzlich klar. Vom Schrecken war der Sepp-Frieder auf einmal nüchtern geworden. Er stand vom Fußboden auf und setzte sich auf einen Stuhl. So war's gewesen, ja, und heute sollte er das Kind abholen in der Augenklinik.

Gestern hatte ihn der Arzt in die Klinik bestellt zwischen fünf und sechs. Der Sepp-Frieder war ordentlich aufgereggt gewesen, als er es der Flicklies erzählte. Er hatte auch seinen Rock ausgebürstet und sich gewaschen und gekämmt, wie schon lange nicht. Es war ja, als er in den Spiegel schaute, nicht mehr der stramme Sepp-Frieder gewesen von früher, nein, das nicht; aber wenn er sich in die Brust warf und stramm ausschritt, dann, meinte er, könne er sich doch noch sehen lassen. Mit gehobenem Selbstbewußtsein ging er die Treppe hinunter, die Straße entlang bis zum „Goldenen Löwen“. Da konnte er nicht vorbei, er meinte, das könne auch kein Mensch von ihm verlangen. Er blieb aber nicht lange, ständlings trank er nur ein paar Schnäpse und ging wieder und kam sich sehr solide vor.

In der Klinik wurde er gleich zum Arzt geführt, der freundlich auf den Sepp-Frieder zugeht und ihm die Hand reicht. Dann aber trat er schnell ein paar Schritte zurück und machte ein ganz verändertes Gesicht.

„Ob der den Schnaps roch?“ dachte der Frieder. Es hätte ihm wirklich leid getan, denn der Herr war so freundlich gewesen.

„Ich muß Ihnen etwas sagen,“ fing der Arzt an, „was Sie sehr schwer treffen wird. Ihr Kind . . .“

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“

„Ich meine, Ihr Kind hat das Augenlicht verloren, es war leider keine Rettung möglich,“ sagte der Arzt etwas energischer.

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“ wiederholte der Sepp-Frieder und näherte sich dem Arzt.

Der wich wieder zurück und rief: „Sieriechen nach Schnaps, Mann! Schämten Sie sich nicht? — Ihr Kind ist blind, blind für sein ganzes Leben. Haben Sie das jetzt verstanden?“

„Gewiß, gewiß!“ hatte der Sepp-Frieder geantwortet. Wie der Mann, der Doktor, sich aufregte! Es war doch nicht sein Kind! Und der Schnaps ging ihn doch gar nichts an!

„Sie können die Kleine gleich mitnehmen, wir brauchen den Platz,“ fing der Arzt wieder an.

„Mit Verlaub, Herr Doktor,“ sagte der Sepp-Frieder plötzlich mit fester, klarer Stimme, „ist mein Kind ganz blind? Sieht es gar nichts mehr?“

Jetzt erst hatte sein schnapsbetäubtes Gehirn die Sache erfaßt, jetzt erst wurde ihm klar, was der Arzt gesagt hatte.

„Gar nichts mehr,“ sagte der Arzt ernst, „es ist nichts mehr zu machen. Aber wer wird für die Kleine sorgen? Sie hat ja keine Mutter mehr!“

„Ich, ich Sorge für sie, ich, ich bin dafür da, ich bin doch der Vater,“ schluchzte der Sepp-

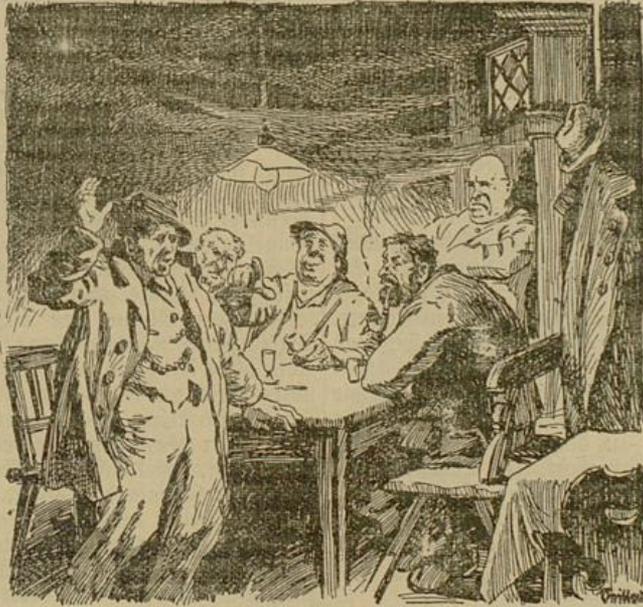
Frieder plötzlich auf. Er fing an zu jammern und zu weinen wie ein kleines Kind.

„Gehen Sie jetzt hinauf und holen Sie die Kleine,“ befahl der Arzt bestimmt; aber der Sepp-Frieder jammerte nur um so lauter, „jetzt nit, Herr Doktor, jetzt nit, ich kann nit, ich muß daheim auch noch putzen, ich sorg für sie, ich bin doch der Vater, ich . . .“

„Dann kommen Sie morgen um diese Zeit und holen sie ab,“ sagte der Arzt und schob den Sepp-Frieder zur Türe hinaus. Dann senkte er tief auf, setzte sich an seinen Schreibtisch und

schrieb die Kleine Friederike Schneider in die Fürorgeliste ein.

Der Sepp-Frieder schlug den Weg ein, der zu seiner Wohnung führte. Er weinte und jammerte still vor sich hin. Als er aber zum „Goldenen Löwen“ kam, versiegten seine Tränen, und nach dem ersten Schnaps hatte er seinen Lebensmut wieder gefunden. Gewiß, es war schlimm mit dem Nickele, das meinten auch seine Saufrüder. Aber das Schlimmste war



„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen.

es noch nicht. Das Nickele konnte in einer Anstalt untergebracht werden, auf Staatskosten natürlich! Das kostete den Sepp-Frieder keinen Pfennig. Das wäre ja noch schöner, wenn das der Vater bezahlen müßte! Er hatte doch nur die magere Erwerbslosenunterstützung! Das war ausgeschlossen, einfach ausgeschlossen. Dazu war der Staat doch da!

In der Anstalt da konnte das Nickele etwas lernen. Was, das wußten die Herren selbst nicht. Aber es konnte soweit kommen, daß es sein Brot selbst verdienen konnte. Und das ist doch die Hauptsache, daß einer sein Brot verdienen kann, ja, das ist die Hauptsache.

„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen und war auf allen vieren seine Treppe hinaufgekrabbelte. — — — — —

„Was macht nur der Schneider drüben?“

fragte die Flicklies ihre Mutter eine Stunde später, als nach der plötzlichen Stille ein Nummern und ein Spektakel in Sepp-Frieders Stube losgegangen war, so daß die Flicklies nicht wußte, was sie denken sollte. Sie war eine brave, respektable Person, und man konnte ihr nichts nachsagen. Sie hatte alle guten Eigenschaften, die eine alte Jungfer von vierzig Jahren haben soll; nur neugierig war sie, unglaublich neugierig, so daß sie nicht mehr an sich halten konnte, sie mußte nachsehen, was der Mensch in der Kammer nebenan trieb.

„Was mache Sie denn?“ fragte sie, als sie Sepp-Frieders Türe öffnete, und blieb sprachlos stehen. Alles schwamm, alles stand unter Wasser; der Sepp-Frieder hielt großen Hausputz.

„Das Nিকেle kommt heut abend,“ sagte er merkwürdig weich, „da muß alles sauber sein.“

„Das Nিকেle kommt?“ rief die Flicklies und schlug vor Freuden die Hände zusammen. „Mutter!“ rief sie in die Stube nebenan, „Mutter! Das Nিকেle kommt heut heim!“

Die Flicklies war der gute Engel des Kindes gewesen, als die Mutter gestorben war. Sie freute sich von ganzem Herzen und überlegte schon, was sie zum Willkommen machen könnte.

„Wo ist denn euer Tisch?“ fragte sie, und schaute sich suchend in der Kammer um. Der Sepp-Frieder bekam einen Hustenanfall, und die Flicklies verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf, ging hinein zu der Mutter und sagte: „Er hat den Tisch versezt, der Lump! Nun kommt das Kind heim und hat keinen Tisch!“

„Schneider,“ sagte sie nach einer Weile, „Sie müßte den Tisch holen im Leihhaus, und wenn der letzte Groschen draufgeht. Der Tisch muß her, wenn das Nিকেle kommt.“

„Das Nিকেle sieht nit mehr, ob ein Tisch da ist oder nit, das Nিকেle ist blind,“ sagte der Sepp-Frieder und schaute zum Fenster hinaus.

Die alte Mutter in der Stube nebenan war zusammengeschrien, solch einen Schrei hatte die Flicklies getan. Jetzt setzte sie sich neben die alte Frau und weinte zum Herzbrechen.

„Der Tisch, der Tisch, denk, das Kind ist blind und hat keinen Tisch!“ fing sie nach einer Weile wieder an. „Schneider! der Tisch muß vom Leihhaus geholt werden!“

„Ich hab' keinen Pfennig Geld,“ lautete die etwas unsichere Antwort. „Die Unterstützung ist so miserabel! Man muß doch gegessen haben!“

„Hu!“ machte die Flicklies, und unter Sepp-Frieders Wams auf der linken Seite, da wo so ungefähr das Herz ist, rief einer: „Verloggen, Sepp-Frieder! Der Hunger war's nit, aber der Durst!“

„Warum flechten Sie denn keine Rohrstuhl mehr ein, wenn Sie sonst keine Arbeit haben?“ fragte die Flicklies auf einmal ganz freundlich. Der Ton tat dem Sepp-Frieder wohl nach dem

groben Kerl, der da unterm Wams so laut gerufen hatte.

Als der Mann keine Antwort gab, stemmte die Flicklies ihre Arme in der Gegend ein, wo andere, weniger magere Personen die Hüften haben, und sagte genau so freundlich: „Da stehn ja noch zwei Stühl! Ich putz' euch jetzt die Stube und mach alles in Ordnung, und Sie flechten die zwei Stühl ein und bringen sie in die Fabrik, wenn Sie das Nিকেle abholen. Dann können Sie ihm ein Nachteffen kaufen und morgen den Tisch einlösen. Ich stell für heut abend meinen in Ihre Stube. Wie der Bltz saß der Sepp-Frieder an den Stühlen und schaffte. Im Grund seines Herzens flocht er viel lieber Stühle ein, als daß er putzte.“

Um vier Uhr hatte er wahrhaftig beide Stühle eingeflochten, und die Flicklies hatte obendrein ihre dünne Mittagssuppe mit etwas Wasser gelängt und ihm auch einen Teller gegeben. Aber Durst hatte der Sepp-Frieder, rasenden Durst! Wenn er Geld gehabt hätte, wäre er längst davongelaufen und hätte ihn im „Goldenen Löwen“ gelöscht. Der Wirt war zwar kein Knicker, nein, das konnte man nicht sagen; er war ein scharmanter Mann, der auf die leeren Geldbeutel seiner Kunden die größte Rücksicht nahm. Aber alles hat seine Grenzen. Der Sepp-Frieder hatte soviel auf der Kreide stehen, daß der Wirt ihm zu verstehen gab, daß jetzt Schluß sei. Das nahm ihm der Sepp-Frieder nicht übel, durchaus nicht. Geschäft ist Geschäft! Wenn er nur nicht so rasenden Durst gehabt hätte! Er ging schließlich an den Brunnen und stürzte ein paar Gläser Wasser hinunter. Aber da wurde es ihm ganz elend und weinerlich zumute. Er konnte es einmal nicht vertragen, das Wasser! Und da war auch der Staat schuld dran! Würde er die Erwerbslosenunterstützung erhöhen, dann könnte der Sepp-Frieder seinen Durst stillen! Aber an ihn, dem Sepp-Frieder, wurde gespart, und die großen Herren mästeten sich die Bäuche. Die Stimmung wurde bedenklich. Sie sank unter Null, und wenn sie unter Null stand, dann mußte der Sepp-Frieder saufen, und wenn ein Bett versezt werden mußte. Im richtigen Minütte kam gerade die Flicklies aus ihrer Stube und brachte eine Tasse dampfend heißen „Pfeiffer und Diller“, und als er die getrunken hatte, brachte sie noch eine, und dann noch eine, und der Sepp-Frieder löschte seinen Durst trotz des knickerigen Staates und trotz der großen Herren. Er wunderte sich selbst darüber und machte sich auf den Weg zur Fabrik, der zum Glück nicht am „Goldenen Löwen“ vorbeiführte.

Als er seine Schritte zur Augenklinik lenkte, kimperten und hüpfen drei Markstücke lustig in seiner Hosentasche herum. Der Sepp-Frieder spielte damit, rüttelte und schüttelte daran, denn das Geld hatte einen merkwürdig hellen

Klang, viel heller und lustiger als das Geld der Erwerbslosenunterstützung. Das war merkwürdig, aber es war tatsächlich so.

In der Augenklinik wurde er sogleich zu seinem Töchterchen geführt. Als er die Türe öffnete, wandte es seine großen blauen, erloschenen Augen ihm zu und fragte: „Wer ist da?“

„Ich bin's, dein Vadder,“ sagte der Sepp-Frieder entsetzt und blieb erstarrt stehen.

„Ich kann dich nit sehen,“ sagte das Kind ruhig, „wie sie mir die Binde abgenommen haben, war alles schwarz.“ Sie tastete sich ihm entgegen, blieb aber auf dem halben Wege stehen und brach in Tränen aus. „Ich bin so allein!“ rief sie aus, „ich habe niemand, der mich führt!“ Sein Kind stand da, so hilflos, so verlassen, und mit seinen Händchen tastete es in der Luft herum nach dem Vater, der das schreckliche Gefühl hatte, daß er mit seinen Händen dieses Kind nicht anfassen durfte. Diese erloschenen Augen gingen ihm aus Herz. Er legte seine Hand auf des Kindes Goldköpfchen und sagte: „Ich führ' dich, ganz gewiß, ich führ' dich.“

„Immer?“ fragte das Nickerle hoffnungsvoll.

„Ja, immer!“ antwortete der Sepp-Frieder.

„Und so, wie die Mutter es tät?“

„Ja, so wie die Mutter es tät!“

„Aber wenn du auf die Arbeit gehn mußt?“ fragte das Kind weiter und machte wieder das jammervolle Gesichtchen.

„Ich flecht' Stühl ein,“ antwortete der Vater, nur dem Gefühl folgend, „ich flecht' Stühl ein, dann bin ich immer daheim.“

„O Vadderle!“ rief das Nickerle vergnügt. Es hatte seine Hand gefunden, es klammerte sich daran fest und hüpfte vor Freude.

„O Vadderle!“

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß das Nickerle „Vadderle“ sagte. Der „Goldene Löwen“ hatte auch zwischen ihm und seinem Kinde ein Loch gefressen. Es tat dem Sepp-Frieder aber unendlich wohl.

„Vadderle,“ sagte sie noch einmal, als sie Hand in Hand auf der Straße dahingingen, „Vadderle, gelt, du führst mich?“

Ja, er führte sie heim in den fünften Stock, und sie führte ihn zum erstenmal am „Goldenen Löwen“ vorbei, ohne daß er hineinging. Das Heimkommen war schön und froh, die Ficklies hatte Milch gekocht, und der Vater hatte unterwegs Würst und Brot gekauft.

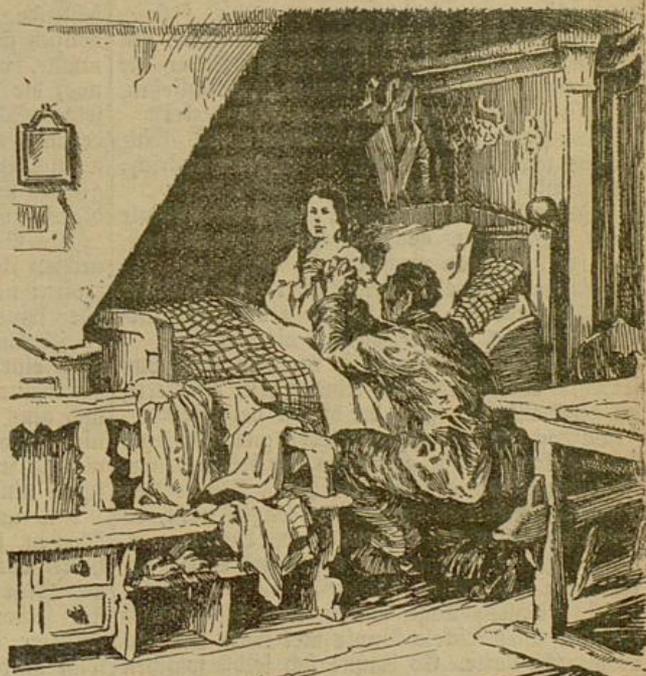
„Hast du Arbeit, Vadderle?“ fragte das Nickerle verwundert wegen des guten Nachtessens.

„Ich hab' hent zwei Stühl eingeflochten, und morgen früh hole ich neue.“ Der Sepp-Frieder hatte das Gefühl, als wenn er seinem Kinde wieder näherrückte.

Nickerle war müde und ging früh zu Bett. Der Vater saß neben ihr, und sie hielt seine Hand fest. „Jetzt bin ich nit mehr allein, Vadderle,“ sagte sie, „wenn du bei mir bist.“

Das Kind wurde schläfrig. „Gut Nacht, Vadderle, und betest du auch mit mir jetzt? Weißt, wie die Mutter als?“

Der Sepp-Frieder hustete und stand da wie ein dummer Schulbub. Er und beten! Er wußte ja nicht mehr, wie man die Hände faltete! Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästlerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte. Wenn die im „Goldenen Löwen“ ihn jetzt hätten sehen können! Das wäre ein Fressen



Luitpold

Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästlerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte.

für die gewesen. Wochenlang hätte er sich auslachen lassen müssen!

Als das Nickerle gebetet hatte, streckte es suchend seine Arme aus und schlang sie um seinen Hals. „Gut Nacht, Vadderle,“ sagte sie mit einem Kuß auf die borstigen Lippen, „ich bin so froh, daß du mich führst.“

Der Sepp-Frieder sagte kein Wort. Er nahm sich wie ein Stoffel. Das Gefühl hatte er auch. War's die frisch gepuzte Stube? War's das bleiche, blinde zehnjährige Kind, das da vor ihm lag? War's das kleine Kindergebet gewesen? Es war eine andere Luft um ihn, an die er sich erst gewöhnen mußte. Er war froh, als das Nickerle sich niederlegte und die Augen schloß.

Es war heiß, fürchterlich heiß, da droben in der Dachkammer im fünften Stock. Und die Wurst war salzig gewesen, und — und — wahrhaftig, es traf ihn wie ein Schlag, er hatte den ganzen Tag noch keinen Tropfen getrunken. Das war zuviel verlangt, das konnte man ihm nicht zumuten. Ein Mann muß seinen Trunk haben, der steht ihm zu. Das Kind schien zu schlafen! O der Durst! Der Durst! Nur ein Glas! Nur ein einziges! Er war ja schnell wieder da, er ging ja nur die paar Schritte in den „Goldenen Löwen“!

Leise, auf den Zehen ging er zur Türe, um sein Kind nicht zu wecken, leise klinkte er die Türe auf, und ebenso leise wollte er sie schließen, als ein zartes Stimmchen rief: „Wadderle!“

Sepp-Frieders Gesicht verdüsterte sich, seine Stirne zog sich in Falten, er fragte unwirsch: „Was willst du denn?“

„Wadderle, gelt, wenn ich jetzt keine Blümle mehr sehen kann, dann brichst du sie mir ab, und ich darf dran riechen?“

„Ja, ja,“ sagte er freundlicher, „ich hol' dir soviel du willst. Aber du mußt dir keine Gedanken mache, Nickerle, das ist nit gut.“

„Ich mach mir keine, sie kommen ganz von selber,“ antwortete das Kind, „gelt, Wadderle, du gehst nit fort, gelt, du bleibst bei mir?“

Da zog sich der Sepp-Frieder aus und legte sich ins Bett. Nicht gerade in der besten Laune. Er wäre lieber in den „Goldenen Löwen“ gegangen. Aber das Kind! Er wagte nicht, es allein zu lassen am ersten Abend. Seit langer, langer Zeit hielt ihn zum erstenmal etwas zurück vom „Goldenen Löwen“.

Die nächsten Tage waren eitel Jubel und Freude. Das Nickerle konnte viel mehr tun als es gedacht hatte. Es konnte sich selbst waschen und kämmen, wie früher auch, es ging nur langsamer, es konnte die Betten machen, die Stube kehren, es konnte sogar kochen und stricken. Wo es fehlte, half der Vater nach, denn er saß ja daneben und flocht Stühle ein, die sie gemeinsam in der Fabrik holten und auch zurückbrachten. Ueber allem schwebte die Flicklies, die neben ihrer vielen Arbeit nimmer zu- und abging.

Das Leben hätte dem Sepp-Frieder so ganz gut gefallen, wenn — wenn der Durst nicht gewesen wäre. Es war fast wie früher, als seine Marie noch da war. Sie lebten regelmäßig, sie aßen wieder ganz gut, nur mußte er das

Geld dazu verdienen. Das war ihm oft schwer — denn man hatte keine Minute Zeit, auch nur einmal in den „Goldenen Löwen“ zu gehen, wenn es reichen sollte für Essen, Kleider und Schuhe. Und wenn er einmal eine halbe Stunde hatte, dann ließ das Kind ihn nicht los, es wollte um keinen Preis ohne den Vater sein. Es war ein schweres Los für den Sepp-Frieder, und er machte viel durch mit seinem rasenden Durst. Er hätte es überhaupt nicht ausgehalten, wenn nicht das Nickerle auf den Vorschlag der Flicklies immer eine große Kanne „Pfeiffer und Diller“ bereitgestellt hätte.

Dazu kam noch etwas. Der Wirt im „Goldenen Löwen“ und die Sausbrüder vermißten den Sepp-Frieder gar sehr. Er war so ein gutmütiger Kerl, und es kam ihm auf ein paar Schnäpse nicht an, wenn er Geld in der Tasche hatte. Der eine brachte sich schon nach acht Tagen durch eine gesalzene Rechnung in empfehlende Erinnerung, was den Sepp-Frieder höllisch ärgerte, weil er jetzt noch mehr arbeiten mußte, um neben dem Lebensunterhalt auch noch die Rechnung zu bezahlen. Sie war nach seiner Schätzung viel zu hoch, aber was konnte er machen? Er konnte ja nichts beweisen! Er nannte im stillen den Wirt einen Lump und gelobte sich, ihm keinen Pfennig mehr zum Verdienen zu geben.

Die Sausbrüder lachten und hänselten und neckten ihn, wenn sie ihn einmal in der Stadt trafen; sie behaupteten, er sei fromm geworden, oder seine Tochter erlaube es nicht. Da faßte er jedesmal seines Kindes Hand fester und bekam einen roten Kopf vor Aerger und Wut. „Gemeine Kerle,“ zischte er zwischen den Zähnen und ging seines Weges weiter. Er wollte gar nicht mehr in den „Goldenen Löwen“, er war viel zu sehr verärgert, er wollte von der Gesellschaft nichts mehr wissen.

Aud noch etwas kam dazu. Als er einige Wochen so unermülich Stühle eingeflochten hatte, bot man ihm in der Fabrik feste Arbeit an. Jetzt bekam der Sepp-Frieder Achtung vor sich selber. Die hatten gemerkt, daß er ein fleißiger, ordentlicher Kerl war! Das hatten sie, sonst hätten sie ihm jetzt, in der schlechten Geschäftszeit, nicht feste Arbeit angeboten. Jetzt ging er, wie jeder ordentliche Mensch, morgens zur Arbeit, und zwar allein. Das Nickerle hatte sich nach und nach daran gewöhnt, allein zu sein, ohne sich einsam zu fühlen. Es besuchte sogar auf Wunsch des Doktors in der Klinik eine Blindenschule. Ein armes, halbblindes Kind, das allein gehen konnte, holte das Nickerle um zwei Uhr ab und brachte es um fünf Uhr wieder heim. Dafür bekam es zehn Pfennig im Tag, und manchmal noch etwas dazu. Der Sepp-Frieder konnte es ja bezahlen, und er bezahlte es gern. Er hatte nämlich trotz der festen Ar-

beit das Stühlstlechten daheim nicht aufgegeben. Was sollte er denn tun von sechs Uhr an? Ob man's glaubt oder nicht, der Sepp-Frieder verdiente mehr Geld, als er für sich und sein Kind brauchte. Und er sprach nicht gern davon, daß er früher Unterstützung bezogen hatte.

Ja, der Sepp-Frieder war ein anderer Kerl geworden. „Respekt muß man vor ihm haben, und sein Kind blüht auf wie ein Röslein,“



„Du hast es verdient, Lies,“ sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient.“

sagte die Großmutter zu der Flicklies, die eifrig zustimmte. „Hast du auch gemerkt, wie er im Haushalt alles wieder angeschafft hat, was er früher vertrunken hat? Es ist ja jetzt wieder ganz fein bei den Schneiders. Und wie hängt er am Nickele, und es an ihm!“

So ging ein Jahr ins Land seit dem Tag, da der Sepp-Frieder sein blindes Kind aus der Augenklinik heimgeführt hatte. Da holte er eines Abends wie gewöhnlich Wasser in der kleinen Küche der Flicklies, ein Wort gab das andere, sie kamen in ein Gespräch, wie das schon oft der Fall gewesen war in der letzten Zeit. Nur machten sie heute die Ähre zu, so daß ich nicht weiß, was sie miteinander gesprochen haben.

Ich weiß nur, daß die Flicklies nachher bei ihrer Mutter stand und sagte: „Er ist ein anderer Mensch geworden, er gibt es selbst zu. Und weißt du, was er noch sagte? Es müsse doch einen Herrgott geben, der bei den Menschen die Hand im Spiel hat. Er habe gemeint, er

führe sein Kind, und in Wirklichkeit habe das Kind ihn geführt. Und weiter hat er gesagt: »Mein Kind mußte blind werden, damit ich sehend wurde!« Und dabei liefen ihm die hellen Tränen in den Bart. Und er behauptet, wie er am ersten Abend von dem blinden Kind weg in den »Goldenen Löwen« gehen wollte, da habe das Kind ihn zurückgerufen. Jenes »Vadderle!« habe ihn gerettet.“

„Mutter, bis in vier Wochen bin ich nicht mehr die arme Flicklies, dann bin ich die Frau Schneider, und wir wohnen in zwei Zimmern mit einer Küche, und was mich am meisten freut, das Nickele hängt an mir wie eine Klette! Und du sollst es gut haben, Mutter!“

Beiden Frauen liefen die Freudentränen über die Wangen. „Du hast es verdient, Lies,“ sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient.“

„Und jetzt sag' ich dir noch das Aller Schönste, Mutter. Er hat gesagt, er will an mir gut machen, was er an seiner ersten Frau gesündigt hat, wenn ich nur seinem Kind eine gute Mutter bin. — Mutter, glaubst du, daß ich das kann? Du kennst mich doch am besten von allen Menschen.“

Die Mutter nickte einmal über das andere; sie faltete die Hände und sagte: „Gott segne dir's!“

Das Fleckenwasser.

Von W. Karl.

Der Leser kennt den Herrn Kaufmann Zengerle in Zghausen noch recht gut aus den früheren Kalendern. Herr Kaufmann Zengerle, Spezerei- und Ellenwaren, neuerdings auch Eisen, ging vor etlicher Zeit am Sonntag nachmittag ruhigen und gemessenen Schrittes, wie es einem Gemeinderat gebührt, hinunter in den „Löwen“, um dort seinen vorge schriebenen Bego zu spielen — als ob kein Unglück gegen ihn unterwegs gewesen wäre. Aber als Herr Zengerle am Montag morgen, wie es seine Gewohnheit war, die gelben Sonntagshosen ausbürsten und in den Schrank hängen wollte — die gelben Sonntagshosen erschienen ihm nämlich als ein so ehrwürdiges und durch die Zeit geheiligtes Gut, daß er ihre Pflege keiner fremden Hand anvertraute —, da erstarb ihm der Atem im Mund, der Gedanke im Hirn. Die gelben Sonntagshosen hatten da, wo ihr Herr auf ihnen zu sitzen pflegte, einen abscheulichen Flecken, der geradefo aussah, als wolle er nicht ohne Kampf das Gelände aufgeben, auf dem er sich's bequem gemacht hatte. Und so war es auch. Denn als Herr Zengerle ganz still und heimlich in das Magazin ging, um dort den Flecken aus dem Gewandel herauszubürsten und zu waschen, da zeigte es sich, daß Herr Zengerle es diesmal

mit einem unerhört hartnäckigen Kezer zu tun hatte. Weder Bürste noch Schabeisen, weder kaltes noch heißes Wasser, weder Seife noch Waschhand, noch Benzin konnten den Schandfleck austilgen. Hühnisch grinste er Herrn Zengerle nach wie vor an. Herr Zengerle ging in den „Löwen“, untersuchte alle Stühle, gab dem Löwenwirt feinspitzige Worte wegen der Reinlichkeit in dieser Wirtschaft — und bekam seine feine Münze durch grobschlächlige ausgewechselt. Aber das Schensal von Flecken kümmerte sich auch um diese Kontroverse nicht im geringsten.

Da Herr Zengerle von seiner lieben und energischen Frau Auguste in solchen Fällen eher starken Tadel als starkes Lob zu erwarten hatte, so hing er die gelben Sonntagshosen für ein- weilen, unter tiefen Seufzern, in den Schrank, tat ein Stoßgebet und wartete nun auf irgend- ein Wunder, das ihn aus seiner peinlichen Lage erlösen sollte.

Und siehe da, das Wunder kam!

Nämlich Herr Zengerle brauchte Geld, viel Geld. Der geneigte Leser soll aber ja nicht meinen, daß darin das angekündigte große Wunder bestand. Ein Mirakel wäre es viel eher gewesen, wenn ein Kaufmann Geld gehabt hätte. Denn auch Herr Zengerle sollte seine Waren bei den Lieferanten bezahlen, bekam aber von den p. p. tit. Kunden kein Geld herein. Aus- gemach hatte sich auch in dem abgelegenen Jz- haufen das weitverbreitete Geschäftsprinzip ein- genistet: Bezahlt wird nicht! Taschen zu!

Also faßte Herr Zengerle mit wehem Herzen einen Verzweiflungsentschluß. Im Kassenschrank lagen zwar viele Wertpapiere, aber das Wör- tlein „Wert“ schien hier ein Hohn auf den vor- liegenden Tatbestand. Sie waren eben nichts mehr wert. Aber bei diesem zum lächerlichen Schund gewordenen Vermögen, dem vermeint- lichen Trost seiner alten Tage, hatte Herr Zen- gerle in einer ganz kleinen Zigarrenkiste eine seltsame, ungeheure, uralte Nürnberger Taschenuhr verborgen, vom Hinkenden wegen des For- mats „die Bettflasche“ genannt. Der Leser kennt auch diese Uhr, und zwar aus der Be- schreibung der Reise, welche Herr Zengerle mit dem Hinkenden vor vielen Jahren unfreiwillig nach Antwerpen gemacht hatte. Bekanntlich hatte er damals das Ungeheuer nur als Zierat und nur deshalb mit auf die Reise genommen, weil er die alte Uhr für wertlos hielt und weil er für seine gute, neuere Uhr Taschendiebeshände befürchtete. Die Bettflasche aber war ihm nun unterwegs wirklich gestohlen worden. Aber in Antwerpen entdeckte er sie wieder. Bei dieser Gelegenheit nun erfuhr er auch, daß sie als sehr seltenes Altertum einen hohen Wert hatte. Auch konnte er sie damals um einen annehm- baren Preis wieder zurückkaufen. Da sie über- dies ein uraltes Familienstück darstellte, so wies

Herr Zengerle ihr im verblicheneu Geldschrank einen Ehrenplatz an; ab und zu nahm er sie auch wieder in die Hand und betrachtete diese Reliquie seiner Väter sinnend mit historischer Nüchternheit. Nun aber war seine pekuniäre Lage so peinlich geworden, daß er es nicht mehr über das kaufmännische Gewissen brachte, einen Gegenstand von vielleicht tausend Rentenmark Wert zinslos im Schrank liegen zu lassen. Nach- dem er also bereits mehrere Anläufe genommen und immer wieder rückgängig gemacht hatte, gab er seinem Herzen jetzt einen schmerzlichen Stoß und nahm die alte Nürnbergerin definitiv heraus, um sie in Karlsruhe irgendwo zu ver- kaufen. Er hatte von einem reichen Ausländer gehört, der solche Sachen sammelte und gut bezahlte. Aber weh tat es ihm im alten ehr- lichen Herzen, bitter weh!

In Karlsruhe war Messe, d. h. also auch Regenwetter, was Herrn Zengerle innig freute, aber nämlich nicht die Messe, sondern das Regenwetter. Denn bei schlechtem Wetter ließen ihm seine Jzhauser Kunden nicht geradezu in hellen Haufen auf die Messe, um dort mit teu- rem Geld in schlechter Ware — wenigstens Herr Zengerle taxierte die Sache so — einzuk- kaufen, was sie bei ihm daheim in vorzüglicher Beschaffenheit billig erwerben konnten. Die leidenschaftlichen Messebesucher urteilen ja be- kanntlich anders.

Jedenfalls aber hatten die Messbudenbesitzer eine ungünstigere Meinung über das Regenwetter als Herr Zengerle. Und sie gaben ihrer Meinung untereinander auch unverhohlenen Ausdruck, was Herr Zengerle wiederum mit einer gewissen Genußnahme erfüllte, denn angeessene Kaufleute und Messhändler sind seit Erschaffung der Welt, also seit über 6000 Jahren, geschworene und verbissene und unveröhnliche Feinde, wie Hunde und Katzen, die sich wahrscheinlich schon im Paradiese beföhdeten und bekürren.

Nun, die wenigen Unentwegten, die bei jedem Wetter auf jede Messe laufen, kümmerten sich um diese weltgeschichtliche Fehde der feindlichen Kaufleute nichts, sondern trötteten und stapften unter den aufgespannten malerischen ländlichen Regenschirmen unverzagt und unverdroffen stundenlang in den tiefen Pfützen zwischen den Budengassen einher, um schließlich vielleicht nicht für einen Heller einzukaufen.

Halt! Was war das? Dort an einer Ecke wogte ein größeres Grüppchen Regenschirme um einen Messstand herum, aus dem eine Löwen- stimme schrie. Herr Zengerle trat nun gleich- falls an die Bude heran, um den Besitzer dieses Löwenorgans zu sehen. Er machte einen langen Hals und achtete nicht der Tropfen, die ihm von fremden Regenschirmen her das Genick und den oberen Rücken näßten.

Nun, hinter dem Budentisch stand und schrie

ein dicker, kleiner Mann, dessen Gesicht mit einer kupferroten, leuchtenden Nase geziert war. Eine goldene, verbogene Brille gab dem Gesicht einen leinen Nustrich von Weisheit; und der verbentete Zylinder, den der Inhaber trotz des Regenwetters trug, verlieh der ganzen Erscheinung nicht wenig Vornehmheit und Würde. Wenn der Mann etwas verkaufte, so nahm er jedesmal den Zylinder tief ab, entweder aus Hochachtung vor dem Kaufmut des Kunden oder um etwaigen Leidensgenossen zu zeigen, daß auch er, der Budenmann, eine Glaze trage und trotzdem ein ganzer Kerl sei, und das war er auch. Das mußte jedermann rückhaltlos anerkennen. Selbst Herr Zengerle sagte sich: Von diesem Genie kam der älteste und erfahrenste Kaufmann noch lernen, wie man seine Ware anpreisen soll. Der Mann versicherte nämlich mit Löwenstimme und auf Ehrenwort, er handle mit einem Artikel, um den sich in Wien, Budapest, Leipzig, Köln, Düsseldorf und anderen berühmten Großstädten die feinsten Leute beinahe totgeschlagen hätten. Ein Artikel, der ein Phänomen (Akzent auf dem o) ohne Konkurrenz darstelle, der im Farbgeschäft und in der Kleiderbranche eine Weltrevolution angestiftet habe. Bereits sei er, der Verkäufer, durch diesen Artikel so reich geworden, daß er sich jetzt sofort eine Villa am Züricher See kaufen und dort seinen erfreulichen Lebensabend zubringen werde. Aber gerade aus diesem Grunde wolle er heute, am letzten Meßtage, nun auch die letzten Ueberreste seiner Vorräte, um eine lächerliche Kleinigkeit loszuschlagen. Nur zwei Mark — nur zwei Mark, meine Herrschaften — man falle nicht wegen des lächerlichen Preises in Ohnmacht! — Kostet das Fläschchen dieses ungeahnten, noch nie dagewesenen Fleckenwassers! Denn Fleckenwasser, das einzige moralisch berechtigte, das einzig sicher erfolgreiche Fleckenwasser, das sei in dieser unscheinbaren Hülle enthalten. Weder Tinte noch Karrenschmiere, weder Bech noch Schwefel könne diesem Wasser standhalten. Aber nur noch heute sei besagtes Wunderelixier zu haben. Schon morgen früh, mit dem Orientexpress, reise der glückliche Mann in zweiter Klasse nach Zürich zum Lebensabend.

Dem Herrn Zengerle schien es mehr und mehr, je länger er zuhörte, eine Schicksalsfügung zu sein, daß er gerade heute, kurz bevor der Frühzug nach Zürich abdampfte, noch Gelegenheit fand, dieses köstliche und tröstliche Heilmittel für den Leibes- schaden auf den gelben Sonntags-hosen zu erwerben.

Psychologen und Moralphilosophen, welche diese Geschichte lesen, mögen ja nun allerdings aufs neue mit Betrübnis feststellen, daß der Mensch, und selbst Herr Zengerle, in ihren Grundsätzen unbeständiger sind als Wetterfahnen. Denn Herr Zengerle, der Käufer aller Meßkäufe, kaufte wirklich und trotzdem für zwei Mark ein Fläschchen Fleckenwasser, das ihm der Budenmann mit etlichen Segenswünschen unter höflicher Lüftung des Zylinders durch den Volkstünel hindurch entgegenstreckte.

Hierauf ging Herr Zengerle getröstet zu dem genannten Alttertumsfreund, um ihm die „Bettflasche“ anzubieten. Als er in die stattliche Villa eintrat, klopfte ihm aber doch das Herz, als begehe er eine schwere Sünde an seinen Ahnen, und tief seufzend steckte er die Hand in die rechte Rocktasche, um die Uhr . . .

Heiliges Kanonenrohr! Heiliger Strohsack! Die Uhr war nicht mehr in der rechten Rocktasche. Sie war auch nicht in der linken, auch nicht in den Hosentaschen. Ja, wo war sie denn?

Das eben war die bange Frage. Und die ebenso bange Antwort lautete: Wahrscheinlich in einer anderen Tasche und in anderen, längeren Fingern.



Herr Zengerle kaufte wirklich ein Fläschchen Fleckenwasser.

Himmelbomben! War nicht auf der Messe ein unheimlicher Kerl neben ihm gestanden? War ihm nicht gewesen, als ob etwas in seiner Rocktasche gekrabbelt hätte?

„Was wünschen Sie?“ fragte ein vornehm gekleideter Herr, der soeben die Treppe der Villa herunterkam. Herr Zengerle gab keine Antwort.

„Was wünschen Sie?“ wiederholte der Herr etwas barscher,

„Daß dem Kerl jemand den Hals bräche!“
plagte Herr Zengerle heraus.

„Das kann ich Ihnen leider nicht gut besorgen, denn ich kenne den betreffenden Herrn nicht. Sie müssen es also entweder selber tun oder jemand drum bitten. Aber nun gehen Sie gefälligst Ihres Weges! Sie haben wohl etwas zu viel Meßwasser getrunken? Was?“

Herr Zengerle taumelte hinaus; wirklich einem Betrunknen ähnlich, obwohl er an diesem Tage noch nichts Berauschesendes genossen hatte als seine frühe Freude über das Fleckenwasser und die anscheinend nun geretteten gelben Sonntagshosen.

Sollte er bei der Polizei Anzeige erstatten? Das konnte höchstens Unkosten bereiten. Wer wollte in dem nassen Meßtrubel den Dieb erwischen? Nun, man konnte sich ja die Sache noch überlegen. Aber die Ueberlegung wurde alsbald immer trüber und hoffnungsärmer. Lebe wohl, du alte Bettflasche! Es soll nun halt nicht anders sein! Die Reliquie sollte nun einmal nicht bei ihm bleiben. Er war kinderlos, bekannlich. Seine Vorfahren aber hatten, soviel er wußte, alle ohne Ausnahme Kinder gehabt. Sollte es also mit der Uhr ähnlich gehen wie mit dem „Glück von Edenhall“, daß der alte Familienschatz das verschwindende Geschlecht treulos verließ? Darauf kann einer leicht eine Ballade machen. Herr Zengerle machte keine.

Ein richtiger, zünftiger Philosoph, ob er nun eine Bratwurst ißt oder aus Versehen auf die Nase fällt, traut weder der Bratwurst noch seiner Nase, sondern nur seinem Ich. „Ich denke!“ das ist das einzige, was er für gewiß hält. Das „Ich denke“ begleitet alle seine Vorstellungen, Wollungen und dergleichen. Aber Herr Zengerle war nicht so tief philosophisch gebildet, daß er sein Ich als Maß aller Dinge empfand. Vielmehr begleitete alle seine Wahrnehmungen, Vorstellungen, Wollungen usw. nicht die Frage: „Was denke ich?“ sondern: „Was denkt meine Auguste?“ Frau Auguste war das Ich seines Ichs, war sein transzendentaler, kategorischer Imperativ, Prohibitiv, Causativ usw.

Einige Tage später stand Herr Zengerle in seinem Laden und sann darüber nach, wieviel geschäftlichen Verlust ihm diesmal die Messe wohl bereitet habe. Da fiel seinem bekümmerten Gemüt plötzlich das Fleckenwasser wieder ein. Frau Auguste war auf eine längere Schwäzpartie ausgegangen. So holte er denn behende das Fleckenwasser hervor, entforckte das Fläschlein, und begann die gelben Sonntagshosen von dem Fleck zu reinigen.

Der Versuch war über alles Erwarten erfolgreich; aber auch über alles Erwarten un-

erfreulich. Erfolge reich, weil tatsächlich der Fleck spurlos verschwand. Aber höchst unerfreulich, weil mit dem Flecken auch das eingeerbene Stück Tuch an der Sonntagshose ebenso spurlos verschwand. Wo früher der Scheitel und Greuel des Fleckens frech gegläntzt hatte, da grinsten Herrn Zengerle nunmehr ein gähnendes Loch höhnisch entgegen. Er war der Verzweiflung nahe. Die gelben Sonntagshosen! Was wird Frau Auguste dazu sagen? Wird sie Worte finden? — O, nur keine Angst, sie wird sie finden!

Herr Zengerle hob die gelben Sonntagshosen samt dem Loch gegen das Fenster und schaute lange durch die widernatürliche Blöße gen Himmel, als wolle er wie ein Astronom durch ein Fernrohr die Gestirne kontrollieren, ob sie auch richtig ihres weiten Weges liefen. Aber kein Hoffnungsstern wollte sich dem Fernrohr stellen. Nein . . .

Halt! Erst in diesem Augenblick kam es ihm recht deutlich zum Bewußtsein: Als Herr Zengerle vor etlichen Tagen in Karlsruhe bei der Meßbude den bereiteten Worten des angehenden Schweizer Privatiers lauschte, da war neben ihm ein Herr gestanden, dessen Gesicht er schon einmal in seinem Leben gesehen zu haben glaubte. Nun, das meint man ja oft und täuscht sich auch zuweilen. Jetzt aber, als Herr Zengerle in tiefer Betrübnis durch das Loch in den Hosen starrte wie ein Astronom durch seine Sehkantone, jetzt auf einmal erinnerte sich Herr Zengerle ganz genau und wahrhaftig daran, daß auf dem Meßplatz vor der Bude des Fleckenwassermanns ein Kerl sich an ihn nahe heranschob. — Was? Eine neue Erleuchtung blitzte ihm auf. War das infame Gannergesicht dieses Hochtaplers nicht auch das Gesicht des Herrn Kameraden, des Obersten vom Rheindampfer, mit dem Herr Zengerle Busenfreundschaft schloß? Der ihm damals die Uhr und den Geldbeutel stahl?

Jetzt aber war es genug. Der Halunke hatte ihm die Uhr also zum zweitenmal gestohlen. Jetzt auf! Zur Polizei! Wann geht der nächste Zug . . .

„Schönen guten Abend. Mein Name ist nämlich Müller. Ich reise schon seit Jahren in einem Artikel, da . . .“

Also sprach eine freundliche gedämpfte Stimme. Herr Zengerle schaute immer noch unentwegt durch das astronomische Loch.

„Reisen Sie in sieben Artikeln, reisen Sie bis an das Ende der Welt! Aber nicht zu mir! Lassen Sie mich in Ruhe! Ich kaufe nichts, Nicht ein Streichholz.“

„Sie kaufen also nichts? — Mein Herr! Wenn Sie diesen Artikel nicht kaufen, so handeln Sie geradezu verbrecherisch, ja selbstmörderisch gegen Ihre eigenen, werten Interessen. — Mein Herr! Hier habe ich dieses Fleckenwasser . . .“

„Was haben Sie? Ein Fleckenwasser?“ fuhr Herr Zengerle herum.

„Ich bitte Sie! Ein Fleckenwasser? Sagen Sie lieber: das Fleckenwasser, das einzige Fleckenwasser der Welt, das diesen Namen verdient . . .“

Jetzt erkannte Herr Zengerle die Stimme trotz der Dämpfung wieder. Wahrhaftig! Das war der Fleckenwassermann von der Karlsruher Messe in höchsteigener Person, mit höchsteigener Purpurnase; die verbogene Brille ritt ungeschickt auf diesem imposanten Vorsprung. Selbst der glanzvolle Zylinder fehlte nicht, trotz des Regenwetters. In der Hand trug der künftige Schweizer Kröfus

ein bescheidenes Mustertöfferchen.

Herr Zengerle begnügte den Feind, den frevelhaften Vernichter der gelben Sonntagshosen, mit zornfunkelnden Augen, bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn in Stücke zu reißen. Wenigstens sah er so aus. Und dabei machte der heuchlerische Zylinderträger noch ein höchst harmloses und menschenfreundliches Gesicht, als ob sein verhängnisvolles



Herr Zengerle startete durch das Loch in den Hosens wie ein Astronom durch seine Sehtanne.

Fleckenwasser noch niemals eine wertvolle gelbe Sonntagshose gefährdet hätte. Aber nun kam des Schicksals Rache. Nun brach das Wetter los. Herr Zengerle schrie, wie der sanfte Mann noch nie geschrien hatte: „Sie Lump! Sie Lügner! Sie Gauner! Sie . . .“ — Herr Zengerle ging der Atem aus.

Der Fremdling schaute sich rasch um, ob er nicht etliche Zeugen des interessanten Vorfalls erwische, um daraus ein hübsches Beleidigungs-Kläglein mit dem Erfolg einigen Schadensersatzes drehen zu können. Aber es waren nur etliche kleine Fässer mit Essig, Del und ähnlichem sowie Kästlein, Rosinenjücker und dergleichen zur Stelle. Die aber durften wohl kaum als mündige Zeugen auftreten. Und gesilmt konnte der Auftritt nachträglich auch nicht mehr werden. So fragte denn der Beleidigte mit herausfordernder Stimme: „Mein Herr! Sie scheinen mich mit jemand anderem zu verwechseln. Ich habe nämlich nicht das Vergnügen und die Ehre, Sie zu kennen.“

„Aber ich kenne Sie, und zwar bis auf Herz und Nieren, Sie Lump! Allerdings ist mir Ihre

Bekanntheit weder eine Ehre noch ein Vergnügen. — Da sehen Sie her, Sie Schandmensch, Sie Landstreicher! Was ist das hier in der Hose?“

„Das scheint mir ein Loch zu sein,“ antwortete der Mann so gleichmütig, als wenn ihm Herr Zengerle ein abgebranntes Bündholz zur Identifikation gezeigt hätte.

Ueber den gleichgültigen Ton der Antwort des Befragten wurde nun Herr Zengerle noch wütender.

„Jawohl! Ein Loch! Das sagen Sie nur so dahin und daher. Aber das hier um das Loch herum, das sind meine gelben Sonntagshosen,

und das Loch stammt von Ihrem verfluchten Fleckenwasser. Verstanden, Sie Windbeutel? — Wo ist die Polizei?“

Nun dürfte es wohl schließlich gewesen sein, daß der ertappte Bösewicht hier in Reue und Zerkürschung gefallen wäre, daß er seine Sünden bekannte und büßfertig um Verzeihung gebeten hätte. Aber nichts von alledem! Sondern im Gegenteil! Nun geriet auch der Zylindermann in Raserei.

Als ob er ein heidnischer Indianer wäre, und sich alsbald auf den Kriegspfad begeben wolle, so begann der Mensch mit seinem Koffer in der Hand eine Art von Kriegstanz. Er drehte sich, mit den kurzen Beinen strampelnd und polternd, geschwind um seine Achse und schrie, nunmehr auch der bisher unterdrückten Löwenstimme ihr angeborenes Betätigungsfeld zurückgebend: „Also wieder einer! Wieder einer! Wohin ich komme, gerate ich bald in Lebensgefahr. Der Halunke! Der Spitzbube! Der Unnut, oder wie der Kerl in Wahrheit heißen mag! Wenn ich ihn kriege, ich saufe ihm sein Blut aus, wenn er überhaupt Blut im Leib hat und nicht Schnaps. Angeschmiert hat er mich, der Vagabund. Aber so geht's einem, wenn man zu ehrlich ist. O die verfluchte Ehrlichkeit! Zum Bettler wird man und kommt zuletzt noch ins Zuchthaus vor lauter Ehrlichkeit! — Sie! — Sie! Aha, jetzt kenne ich Sie auch wieder. — Sie! Haben Sie den Kerl mit dem Rabengesicht nicht gesehen, der in Karlsruhe bei meiner Bude neben Ihnen stand? Das war er, der sogenannte Herr Unnut! Der



Kerl hatte mir an jenem Morgen das Fleckenwasser aufgeschwätzt, das unfehlbare Fleckenwasser. Er war mir nämlich zwanzig Mark schuldig und konnte nicht berappen, der Satan. Drum wollt' ich ihn pfänden lassen. Aber was tut man nicht aus lauter Ehrlichkeit und Gutmütigkeit? Ich erließ ihm die Schuld wieder, und dafür gab er mir sein Fleckenwasser nebst dem Zylinder und der goldenen Brille, die aber auch nicht von Gold ist, sondern von Messing. Und nun kann ich mich in keinem Dorf mehr sehen lassen. In Dumban'en haben sie mich beinahe gesteinigt. Dort hat eine Frau mit meinem Fleckenwasser das Muttermal ihres Buben entfernen wollen, und nun ist dem Bengel Haut und Haar abgegangen. O, ich Pechvogel! Aber das kommt nur von der verfluchten Ehrlichkeit. Wie hat mir der Schwindler das Fleckenwasser gerühmt! Tränen hätte man weinen können, so beweglich hat er geschwätzt!

„So? Und Sie Ehrlichkeitsfanatiker wollen das Rattengift nun dennoch abermals weiter verkaufen?“

Daraufhin verstummte der Händler eine Weile. Dann aber fragte er wieder möglichst freundlich und mit lieblich gedämpfter Stimme: „Wollen Sie mir das Fleckenwasser nicht dennoch abnehmen? Sie kriegen die Flasche für zwanzig Pfennig, statt für zwei Mark. Vielleicht ist es gut zum Metallputzen? Geben Sie mir einmal ein Stück grünspaniges Messing her! Ich will's gleich probieren.“

„Ich danke, Verehrtester! Ich danke! Geben Sie mir lieber ein Stück Papiergeld her, um mir damit für meine verdorbenen Sonntags-hosen Ersatz zu leisten — oder ich schicke zur Polizei! Sofort laß ich die Polizei holen.“

Nun sank die Wöwenstimme zu leisem Klüfterton herab. Polizei! Ein kitzliges Wort! „Mein Herr! Wieviel verlangen Sie für die Hosen?“

„Ich denke, nach den heutigen Kleiderpreisen sind fünfundzwanzig neue Mark nicht zuviel.“

Der Mann machte zuerst ein ratloses Gesicht. Dann nahm er seinen Zylinder ab, aber nicht aus Hochachtung, sondern weil ihm der dicke Schweiß ausbrach. „Fünfundzwanzig Mark? Ja, lieber Mann, wenn ich fünfundzwanzig Mark hätte, glauben Sie, daß ich dann beim Regenwetter in dem tiefen Dreck da bei euch Bauern herumwaten und Fleckenwasser verkaufen und mich kottschlagen lassen würde? Daß Euch! Wenn Ihr so dumm seid, dann hängt Euch lieber gleich auf!“

„Aber Sie wollten doch eine Villa am Züricher See kaufen und dort als Privatmann leben? — Mensch, wie können Sie so unverschämt lügen?“

„Mein verehrter Herr und Freund! Sie verstehen mich offenbar gar nicht! Das kommt aber doch alles nur von der Ehrlichkeit und

von der Gutmütigkeit! — Sehen Sie, ich habe dem Kerl und seinem Hofianna über das Fleckenwasser blindlings geglaubt und wollte das Zeug aus reinem purem Wohlwollen unter die Leute bringen. Kleider sind nun einmal heutzutage teuer; das weiß ich selber. Du lieber Himmel! — Also muß man den Leuten dazu behilflich sein, daß sie ihren alten Plunder möglichst lange erhalten. Aber wenn man den Eseln mit allen Kräften zu ihrem Glück verhelfen will, dann geht's einem so! — Herr! Wenn ich nur einen einzigen Tag lang das Weltall zu regieren hätte, ich verwandelte das ganze Meer in lauter Fleckenwasser von der Sorte da, und dann täte ich sie alle drin erjäusen!“

Damit wollte der Bornige in ehrlicher Entrüstung, ja unter Protest gegen die göttliche Weltordnung das Lokal verlassen. Aber Herr Zengerle stellte sich vor die Thür.

„Halt! Sie gehn mir nicht zum Haus hinaus, es sei denn, daß Sie mir meine Hose vergütten.“

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich kein Geld besitze!“

„Machen Sie mir nichts weis! Sie haben doch in Karlsruhe Fleckenwasser genug verkauft. Also müssen Sie auch Geld haben.“

„Was?“ schrie der rotnasige Meßmann. „Was? Sind Sie wohl verflucht? — Herr! Ich sage Ihnen: Kaum hatte ich das Geld beisammen in der Schublade, so kam der Gerichtsvollzieher und pfändete mir sämtliche Waren samt dem Geld. — Nur das bißchen Fleckenwasser hat er mir gelassen. Herr! Ist das recht? Ist das menschlich? Darf so etwas in einer Republik passieren? Hab' ich deshalb im Krieg als Landsturmmann drei Jahre lang auf dem Proviantamt in Metz tren gedient und dabei so viel versalzenen muffigen Schinken gefressen, daß ich vor lauter Durst den roten Amschlag da ins Bifferblatt bekam? Der Teufel soll die Brut holen! Ist das der Dank des Vaterlands?“

Und damit fiel der Rotnasige abermals in seinen Kriegstanz, den er mit leidenschaftlichen Haßgesängen begleitete. Nur galt diesmal seine Entrüstung nicht dem Herrn Unmut, sondern der Republik und dem Gerichtsvollzieher. Beiden Gewalten wünschte er die zehn ägyptischen Plagen und noch zehn weitere dazu.

Aber Herr Zengerle nahm auch diese Tanzvorstellung des Wüsterichs nicht als Ersatz für seine Hosen an, zumal da er zu bemerken glaubte, daß Herr Müller sich sachte zur Thür hinaus-tanzen wollte. Also stellte sich Herr Zengerle abermals vor das Loch und sagte in energischer Haltung: „Mensch! Ich durchschaue Sie! Entweder Geld — oder Polizei!“

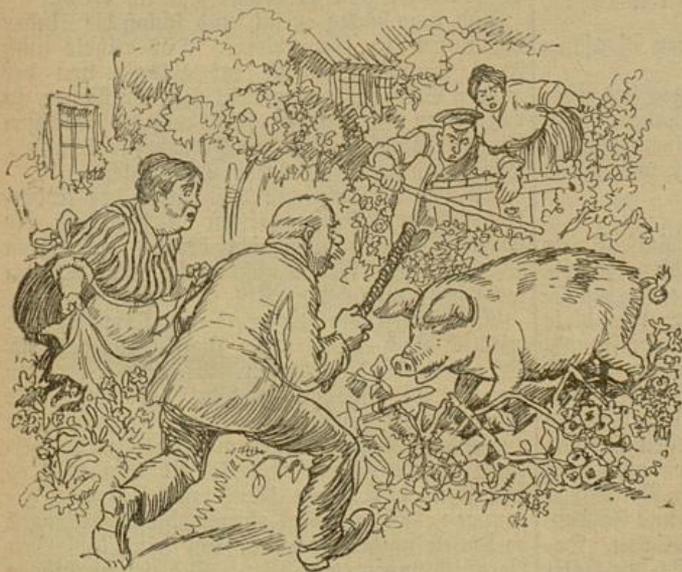
Das Wort Polizei wirkte auch jetzt wieder zauberhaft rasch beruhigend auf die Nerven des aufgeregten Tänzers. Mit tonloser Stimme sagte er: „Geld? Geld? Stellen Sie mich auf

den Kopf! Geld fällt keins heraus, aus keiner Tasche. Aber da! da! Auch das Lumpenzug da hat er mir noch aufgehängt, der Unmut, für drei Mark fünfzig Pfennig! Er wird's wohl irgendwo gestohlen haben. — Da! da! Nehmen Sie den Kram! Aber nun können Sie mir den Buckel hinaufrutschen und dazu meinewegen Ihre Sonntagshosen anziehen!"

Damit griff er in seine weite Rocktasche, fuhr hastig drin herum und brachte etwas mit der Hand heraus. Dieses Etwas warf er wütend in eine Kiste voll Holzwolle hinein. Herr Zengerle verließ unvorsichtigerweise die Tür. Da aber schoß Herr Müller wie ein gejagter Hirsch zum Tempel hinaus und durch den Hof auf die Straße. Herr Zengerle ließ den armen Narren ärgerlich laufen. Was sollte er schließlich mit dem Schabrack machen? Die Hosen waren kaputt und die Uhr futsch. Meinewegen! Es geht ja doch alles zum Kuckuck!

Gleich darauf kam Frau Auguste von ihren Bistiten zurück.

Was war denn das soeben für ein Mann im Zylinder? Der ist ja wie eine Kegelfugel aus



Es dauerte lange bis sie das widerspenstige Borstenvieh aus dem Garten herausgebracht.

dem Hektor geschossen und die Straße hinabgerannt. Was hat er gewollt?"

"Fleckenwasser verkaufen."

"Du wirst doch nicht . . ."

"Kein Gedanke! Werde mich hüten!"

Na, hoffentlich! Apropos! Was ich da gehört habe! In Dingsda hat der Matschreiber für eine alte Sackuhr fünfshundert Mark bekommen. Es gibt in der Welt doch allerhand

Narren, die für alte Scherben ein kleines Vermögen ausgeben. — Hör, Cölestin, hast du nicht auch so eine alte Uhr? Wo ist sie denn? Hast du sie nicht früher im Geldschrank aufgehoben? Sei doch so gut und zeige sie mir! Heute abend fahre ich noch nach Karlsruhe. Da kann ich das Ding dann gleich mitnehmen und dem Marou Levi zeigen. Der versteht sich auf so altes Zeug. — Hörst du nicht, Cölestin? Wo ist denn die Uhr?"

Nun brach dem Herrn Zengerle der kalte Schweiß aus. Einen Zylinder aber hatte er nicht auf. O! Wenn nur jetzt wieder einmal ein Wunder geschähe, das ihn aus dieser peinlichen Lage, von dieser peinlichen Frage erlöste!

Da schrie Frau Auguste entsetzt auf: „Herr meines Lebens! Cölestin! Dich kann man aber zu rein gar nichts mehr brauchen. Gar nichts kann man dir mehr anvertrauen! Alle Tage wirst du unachtsamer! Hast du es denn nicht bemerkt, daß die Sau im Garten ist? — Huch! Hallo! Ach du meine Güte! Jetzt auch das noch!"

Frau Auguste stürzte unter lautem Schreien und Jammern davon, dem Garten zu. Aber das Schwein ließ sich aus dem Zustand süßer Freiheit nicht so leicht vertreiben. Hier war würziger Djon, hier war Sauerstoff zum wollüstigen Schnaufen, hier war weiche Erde zum behaglichen Wühlen vorhanden. Die vierbeinige Luftwandelnde, sehr empört darüber, daß ihre hartherzige Herrin ihr nicht einmal dieses bescheidene Vergnügen eines kleinen Ausfluges in bessere, gesündere Luft erlaubte und gönnte, sprang nun, als sie vertrieben werden sollte, eigenförmig über Beete und Blumen, nicht achtend der eingedrückten Spuren, und gab ihrem Unwillen durch ein so revolutionäres und drohendes Grunzen Ausdruck, daß Frau Auguste sich stark zu fürchten begann. Herr Zengerle kam ihr zwar zu Hilfe, auch die in ihrem Garten nebenan arbeitenden Nachbarn kletterten flink über den Zaun und beteiligten sich an der wilden, verwegenen Jagd. Aber es dauerte

lange, bis sie mit List und Gewalt das widerspenstige Borstenvieh wieder aus dem Garten heraus und in seine enge Behausung brachten. Und der Schaden, die Zerstörung war groß. Frau Auguste vergoß reichliche Tränen über diese unerwartete Heimsuchung. Ohne zu bedenken, daß der Schaden hauptsächlich auf sie, auf die Urheberin der Verwünschungen zurückfallen würde, erging sie sich in anschwefenden, üblen, verwünschenden

Worten gegen das Schweinetier. Den ganzen Nachmittag über hatte sie nun im Garten zu pflastern, zu setzen, zu restaurieren.

Die Reise nach Karlsruhe war also gänzlich aufgegeben; die Uhr einstweilen vergessen. Herr Zengerle aber segnete das liebe, gute Tier, diese Helferin aus großer Seelennot. Heimlich steckte er ihr sogar ein Stück Brot in den Trog.



Was war das? Etwa gar seine alte Uhr, die Bettflasche.

So verschieden sind die Ansichten der Menschen über das gleiche Ereignis.

Allerdings, die Entscheidung wegen des Verkaufs der Uhr war damit nur verschoben. Einmal mußte sie ja doch fallen. Aber Zeit ist, wenn nicht immer Geld, so doch wenigstens Hoffnung.

* * *

Gegen Abend kamen die zwei Waisenkinder des Kriegesgefallenen Lehrers und holten für die kränkelige Mutter bei Frau Auguste die bestellten Eier ab. Herr Zengerle war, wie viele Kinderlose, ein leidenschaftlicher Kinderfreund. Da er gerade im Magazin stand und einen Sack Korinthen aufmachte, rief er die Kinder heran und steckte ihnen die Taschen voll von dem geliebten Naschwerk. Die Kinder ließen sich das natürlich gern gefallen. Sie blieben auch noch ein wenig da und spielten fröhlich Verstecken zwischen den abenteuerlichen Kisten und Fässern. Herr Zengerle schaute ihnen wehmütig zu. Dabei fiel ihm nun aber auch die Kiste mit Holzwohle wieder ins Auge. Er beschloß, sie alsbald in die Waschkesselheizung auszuschütten und die Kiste dann an den Lieferanten zurückzusenden. Daß Herr Müller, sein Besuch von heute vormittag, beim Abschied einen Gegenstand in die Holzwohle hineingeworfen hatte, das war Herrn Zengerle tatsächlich entchwunden. Was konnte das auch Nares gewesen sein? Schon hatte er die Kiste angefaßt, um sie in die Waschküche zu tragen und in die Feuerung zu entleeren, welche morgen früh angezündet werden

sollte. Da tat eines der Kinder einen Freuden-schrei. Es hatte die Hand in die Holzwohle gesteckt und zog nun einen glänzenden Gegenstand hervor.

Herr Zengerle fiel fast in Freudenohnmacht. Was war das? Etwa gar seine alte Uhr, die berühmte Bettflasche? Zitternd vor Wonne nahm er sie in die Hand. Ja, sie war es, seine Uhr. Denn da, hinten auf der Rückseite, stand der Name, den er schon so oft darauf gelesen hatte: Joseph Cölestin Zengerle. Der teure, liebe, ehrliche Name seines Urgroßvaters. Er hatte also seine Uhr wieder.

„Kinder! Hebt die Schürzlein auf!“

Und nun füllte er ihnen die Schürzchen was sie halten konnten mit getrockneten Rosinen. Das war ein Jubel! Frau Auguste kam, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, gleichfalls herzu.

„Was ist denn da los? Cölestin, was machst du denn?“

„Auguste! Frage nicht! Diesmal tu mir den Gefallen und sei ganz still! Die Kinder haben mir eine große Freude gemacht. Sei still! Frage nicht! Verdorb mir den Augenblick nicht! Nicht wahr! Ein andermal sage ich dir's!“

Und nun bückte er sich und schloß die Kinder zusammen in seine Arme. Das rührte auch Frau Auguste, und sie tat alsbald von der andern Seite her das gleiche wie ihr Mann, so daß Mann und Frau sich selbst und die lieblichen Kinder unter ungeheuren Freudenjubel immer fester umschlangen, herzten und küßten.

Es war ein liebliches Bild; aber der kinderlosen Frau stürzten mitten in der Lust die Tränen rollend über die bereits gefurchten Wangen. Sie fragte nicht mehr nach der Ursache des ganzen Auftritts.

Am andern Morgen reiste aber Frau Auguste wirklich nach Karlsruhe. Ungeheßen gab ihr Herr Zengerle die Uhr mit. Es wurden ihr von Herrn Levi sechshundert Mark geboten. Für siebenhundert verkaufte sie Herr Zengerle dann am andern Tag wirklich, allerdings unter heftigen Gemütschmerzen. Soweit also war es mit ihm, mit Herrn Kaufmann Zengerle gekommen, daß er dieses ehrwürdige Familiengut verkaufen mußte, mußte, um seine laufenden Verpflichtungen zu erfüllen! O dieser furchtbare Fall aus hohem Wohlstand in tiefe Armut!

Da kam Herr Zengerle in der Kaiserstraße an einem Schaufenster vorbei, in welchem unter anderen reizenden Dingen auch zwei prächtige Kinderschürzchen glänzten. Der Preis stand drauf und war sehr hoch. Aber der alte Herr brachte die Augen nicht mehr von den Schürzchen weg.

Was ist irdisch Geld und Gut? Rauch ist's, Staub ist's, Asche ist's! Herr Zengerle hatte es selbst erfahren, als sein ganzes Barvermögen

zerrami! Er und Millionen anderer! Lasset uns also einander Freude machen, solange wir noch etwas haben und können! Diese Freude ist ein Gut der Seele, das nicht zerstört wird, weder durch Motten noch Kost, noch durch Inflation. — Herr Zengerle trat entschlossen in den Laden und kaufte die Schürzchen. Dann ging er an den Bahnhof und setzte sich still in den düsternen Wartesaal. Um der großen Ausgabe wegen des Schürzenkaufs willen hatte er sich die Einkehr in einem Wirtshaus versagt. Aber eine liebevolle Freude lag über seinem ehrlichen alten Angesicht. Noch am selben Abend wurden die Schürzchen den herbeigerufenen Kindern überreicht. Es gab ein kleines Festchen und großes Jubeln. Auch diesmal fragte Frau Auguste nicht nach der Ursache dieser großen Freigebigkeit ihres Mannes. Es war, als habe sie in dessen Gemüt etwas gelesen, das sie zwar nicht zu deuten wußte, das sie aber auch nicht stören durfte.

Doch am Abend, als das alte Ehepaar im Bett lag und jedes den Abendsegens für sich geflüstert hatte, da berichtete Herr Zengerle, wie es mit der Uhr gegangen war.

„Götestu, du hast recht getan! Du hättest den Kindern wohl noch mehr spenden dürfen. Aber



Frau Auguste tat von der andern Seite her das gleiche wie ihr Mann.

ich will's nachholen! Es sind herzige Kinder, und wir wollen ihnen, wenn uns Gott am Leben erhält, noch viel Freude machen, denn ihr armer Vater ist ja auch für uns gefallen!“

Hochzeitsfreuden.

Eine heitere Dorfgeschichte von Wolfgang Kemter.

Endlich war der Steighammer-Franz von Mistelberg so weit. Seit Jahren schon wurde er von den Eltern und von den beiden lange schon verheirateten Schwestern, von Basen und Vettern bedrängt und gedrängt, endlich einmal auch eine Frau zu nehmen, was ja als einziger Sohn und

Erbe des großen Steighammergutes seine Pflicht und Schuldigkeit war, damit der Name Steighammer, der schon Anno dazumal in den Bauernkriegen eine Rolle spielte, nicht aussterbe.

Der Franz sah das ohne weiteres ein; mit beispielloser Geschicklichkeit aber war er bisher allen seiner Freiheit gestellten Fallen ausgewichen.

Nicht als ob etwa der schneidige Bursche ein Weiberverächter gewesen wäre, im Gegenteil, er sah zehn hübsche Gesichtchen lieber wie ein häßliches Gesicht, aber — da begann die Tragik — er konnte nichts dafür, daß die von seiner weiblichen Verwandtschaft sorgsam für ihn ausgewählten sogenannten standesgemäßen Partien seine Ansprüche gar nicht befriedigten, daß dabei immer nur das Geld, nie aber die Person die Hauptrolle spielte.

Trotzdem — Franz war ein gehorsamer Sohn, Bruder und Neffe — er tat ohne Murren, was man von ihm verlangte. Daß es eben lange nicht zum gewünschten Ziele führte, war, wie gelagt, nicht seine Schuld. Wenigstens seiner Meinung nach.

Da hatte man ihn zum Beispiele zuerst nach Eckberg geschickt, in den Brennbacherhof, wo die einzige Tochter sehnsüchtig auf einen Mann wartete. Einen Abend lang war er bei der Brennbacher Anna gesessen, da hatte er vier Wochen lang nicht mehr essen können — und ein zweites Mal sah ihn der Brennbacherhof nicht mehr.

In diesem schönen Dorfe war jedoch noch eine zweite Erbin, die Schönrieder Rosa. Sie war zaundürr, aber sonst nicht ungut, und wer weiß, ob die Sache nicht zu einem guten Ende gekommen wäre, wenn der Schwanenwirt nicht die einfältige Idee gehabt hätte, seiner mehr als häßlichen Kellnerin eine wunderhübsche Nachfolgerin zu geben. In die Kessi nun verliebte sich der Steighammer-Franz auf den ersten Blick und war von dieser Stunde an mehr in Eckberg wie in Mistelberg. Jede freie Stunde verbrachte er im „Schwanen“, wo er nach allen Regeln der Kunst Süßholz raspelte.

Das erfuhr natürlich die Schönrieder Rosa alsbald, und als der Franz wieder einmal zur Stubet kommen wollte, wurde er von dem erzürnten Mädchen mit wenig höflichen Worten aus dem Hause gewiesen. Dem Franz jedoch war dies mehr als gleichgültig, er hatte die Kessi im Kopfe und nicht die Rosa. Das Unglück wollte es, daß die Kessi vom „Schwanen“ auch dem Schönrieder Hans, dem Bruder der Rosa, gefiel und daß auch er dort wie ein Auerhahn halzte. Das erhöhte die Konflikte; es ging nicht lange, da standen sich die beiden verliebten Burschen wutentbrannt gegenüber, böse Worte fielen, eins, zwei, drei hatten sie sich beim Kragen. Die Kessi aber leerte lachend einen Kübel eiskalten Wassers über die heiß-

blütigen Kampfhähne und ließ sich vom Steiger-Pepi küssen. Das war eine schwere Abkühlung für die beiden unglücklichen Liebhaber, und sie zogen pudelnass, blutend und beschämt ab.

Mit den schönen Farben war es auch nichts, blieb zum Schlusse also doch das Geld am begehrenswertesten. Der Steighammer-Franz ließ sich also willig wieder zur Kramer-Babett nach Nebstein schicken, die ihm als weitere gute Partie angeraten wurde.

Die Babett war erst achtundzwanzig Jahre alt, also, wie man zu sagen pflegt, im besten Alter. Nicht gerade übel, der Franz wenigstens hatte schon häßlichere gesehen, und recht nett im Benehmen. In den schneidigen Steighammerbuben war sie gleich bis über beide Ohren verliebt und gab sich auch gar keine Mühe, das zu verbergen. Die Alten kamen dem willkommenen Freier auch auf alle nur denkbare Weise entgegen, so daß Franz bald förmlich der Mittelpunkt im Kramer-Hause war. Das gefiel ihm sehr und er fühlte sich bei seinem neuen Schatze recht wohl. Aber der Satan trieb auch hier sein Spiel.

Eines Tages kam der Kramer zum alten Steighammer und bat ihn um eine größere Summe Geldes. Er habe, so sagte er, in der letzten Zeit große Ausgaben gehabt und hätte gerade jetzt Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, dazu brauche er aber Geld.

Zu Geldsachen ist oft mit den besten Bauern nicht viel anzufangen. Sie werden gleich mißtrauisch. Der alte Steighammer hatte es so; er bedauerte, das nötige Bargeld nicht zu haben, da er eben wieder ein Stück Wald gekauft habe.

Zwei Tage später kam die überraschende Kunde, daß der Kramer-Martin, den man allgemein für einen vermöglichen Mann gehalten hatte, den Konkurs angemeldet habe.

Mit Geld hätte der Franz die Babett genommen, ohne Geld bekam er auch noch eine jüngere. Er fuhr nicht mehr nach Nebstein und die Babett weinte sich die Augen rot. Dem Kramer wurde alles verkauft, bettelarm zog die Familie in die Stadt. Die Steighammerischen aber waren froh, daß der Kramer noch rechtzeitig umgeschmissen hatte, sonst hätten sie die ganze Kramer-Brut auf dem Halse gehabt.

Nun ging der Franz wieder einmal auf eigene Faust wildern. Die blonde Berta vom Wegmacher-Naz war seine nächste heiße Flamme. Als man zu Hause von dieser unglaublichen Verirrung des Einzigen erfuhr, gab es einen Riesentrach. Die beiden Schwestern und drei Vasen kamen angefahren; der alte Steighammer und sein Weib zitierten ihren Buben wie einen Schwerverbrecher vor dieses Tribunal und lasen ihm die Leviten in einer Weise, daß Franz der Meinung war, die ganze Gesellschaft sei über Nacht verrückt geworden. Er sagte ihnen das auch in

sehr unzweideutigen Worten, ließ die Verblüfften einfach stehen und eilte in die Arme der blonden Berta.

„Meiner Seel und Gott,“ jammerte die Steighammerin und schlug die Hände zusammen, „wenn nicht ein wahres Wunder geschieht, so ist der Franz verloren. Die Wegmacherische richtet ihn bestimmt zugrunde.“

Das Wunder kam in der Gestalt des Herrn Gendarmerinspektors von Nebstein, der die hübsche Berta ohne Erbarmen verhaftete und ins Gefängnis abführte. Und der Grund? Mein und Dein waren für die Berta Begriffe, die sie fortwährend vertauschte. Es lagen gegen sie eine Reihe von Diebstahlsanklagen vor.

Der Franz war wie aus den Wolken gefallen und er schwor seiner Mutter, nun die erstbeste alte Schachtel zu heiraten, wenn sie nur einen schweren Sack voll Geld habe.

Die älteste Steighammer-Tochter, die in Murau verheiratet war, kam wieder mit einem neuen Vorschlage. Der reiche Müller von Murau hatte nur eine Tochter, sie war auch nicht mehr die Jüngste, aber sehr häuslich erzogen und bekam eine unheimliche Mitgift.

Dem Steighammer-Franz war alles recht. Schon am Sonntag darauf besuchte er seine Schwester und diese führte den Bruder in die Mühle.

Der Kaffee war gut, der Kuchen ausgezeichnet, die Burgl hatte sich alle Mühe gegeben. Nun und so übel war sie auch nicht, war dreißig vorbei, aber kugelrund und kerngesund.

Als der Franz mit seiner Schwester heimging, fragte ihn diese, wie ihm die Burgl gefallen habe.

„Sehr gut,“ antwortete er, „ich glaube, ich kenne jetzt die zukünftige Steighammerin.“

So war es. Nachdem der Franz drei Monate lang zweimal wöchentlich zur Stubet nach Murau gefahren war, kam die Sache in Ordnung. Er sprach ein gewichtiges Wort mit dem Müller, der mit klaren und deutlichen Worten die Mitgift der Burgl beschrieb und den Steighammer-Franz als Schwiegersohn willkommen hieß.

So war es denn endlich so weit. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, im Steighammerhose Platz für das junge Paar geschaffen und in der Mühle regten sich viele fleißige Hände, Burgls Aussteuer zu schaffen.

Die Steighammerleute atmeten auf und waren froh, daß der Franz nun in Sicherheit war; wer weiß, welche Dummheiten der Bub sonst noch angestellt hätte. Nur die Mutter erklärte öfters, sie glaube es erst, wenn der Franz mit seiner Frau aus der Kirche trete. Bis dahin könne noch allerhand geschehen.

Sie tat ihrem Sohne Unrecht, denn dieser hatte sich darin ergeben, daß ihm nach mannigfachen Irrfahrten die Müller-Burgl vom Schicksale bestimmt sei.

Als der Verspruch allgemein bekannt war, da hatte Franz zwei Feinde mehr, von denen er nicht die leiseste Ahnung haben konnte.

Der eine war der Zyprian, der Müllerknecht, der die Burgl auch gerne gehabt hätte, der andere war Sepha, die Kuhbirn auf dem Steighammerhofe, die den Franz, ihren Jungheirn, schon lange heimlich liebte. Und wie sie ihn geliebt hatte, so haßte sie ihn jetzt, da er im Begriffe war, die alte Schachtel von der Murauer Mühle zu heiraten.

Doch das alles spielte sich in den Tiefen der Seelen dieser beiden Menschen ab; im öffentlichen Leben merkte man nichts davon.

In Murau wurde inzwischen mit vereinten Kräften zur Hochzeit gerüstet. Der Köhlewirt richtete seinen großen Saal her, denn der Müller und der alte Steighammer hatten viele Einladungen nach allen Seiten ergehen lassen. Am Mahle sollten mindestens achtzig Personen teilnehmen, nachher zum Tanze kamen noch mehr. Er deckte sich also heute schon mit den nötigen Getränken aller Art und den mannigfachen Speisen ein und berechnete schmunzelnd den Gewinn.

Altem Brauche gemäß fuhr das Brautpaar am Sonntag vor dem Hochzeitmontag in die Nachbarschaft. Zu diesem Zwecke war der Landauer der Mühle neu lackiert worden, davor wurden die beiden schönen Rappen gespannt, und Anton, der Kutscher bekam einen ganz neuen Anzug. Der Müller wollte zeigen, daß er die Hochzeit seiner einzigen Tochter würdig zu feiern wisse.

Der Wagen stand bereit. Franz war schon am Vormittage nach Murau gekommen, gleich nach dem Mittagessen stiegen er und Burgl ein.

„Los!“ rief der Müller und schloß den Schlag. Anton schnalzte mit der Zunge, die Rappen zogen an. In schlankem Trabe fuhr man zum Dorfe hinaus.

Man kam nicht weit. Gegen Reibstein zu senkte sich die Straße, da geschah das Unglück. Ein Hinterrad brach plötzlich zusammen, der Wagen kippte um und Brant und Bräutigam wurden im Bogen auf die die Straße säumende Wieje hinausgeschleudert. Der Kutscher, der sich mit Mühe auf seinem Sitze halten konnte, hatte die Geistesgegenwart, die Rappen zurückzureißen, so daß sie augenblicklich stillstanden. Da war aber Franz schon auf den Füßen und half auch der Burgl auf. Gottlob, es war weiter nichts geschehen, die Wieje war sehr lind, freilich auch sehr naß gewesen, dementsprechend sahen die Kleider der Brantleute aus. Naß und über und über beschmutzt. Sonst kamen sie mit dem Schrecken davon. Freilich an eine Weiterfahrt war nicht zu denken, abgesehen davon daß der Wagen dazu nicht mehr geeignet gewesen wäre.

Anton hatte vor allem andern voll Mißtrauen das Rad untersucht. Gestern war es noch in

bester Ordnung gewesen, wie war dieser Zusammenbruch heute möglich.

Als bald hatte er den Grund. Ein derber Fluch entsuhr ihm.

„Franz,“ rief er, „da schau her, eine solche niederträchtige Gemeinheit, alle Speichen sind dreiviertel durchgesägt. So mußte das Rad nach kurzer Zeit kaputt gehen.“

„Millionenwetter!“ schrie der Franz, „da hört sich alles auf. Wer hat denn das getan?“

„Da bin ich überfragt,“ meinte der Knecht achselzuckend. „Es muß heute nacht passiert sein.“

Was blieb übrig? Anton fuhr langsam mit dem dreirädrigen Wagen heim, Franz und Burgl gingen zu Fuß.

In der Mühle gab es eine Riesenaufregung. Herrschaft und Gesinde umstanden den Wagen, besahen sich den Schaden und rieten hin und her, wer wohl eines solchen Bubenstreiches fähig sei.

Nur in einem Augenpaare halte es voll Schadenfreude aufgeleuchtet. Kurz und blickartig. Der alte Müller aber hatte es gesehen. Er allein.

Während sich die Burgl umkleidete und auch Franz einen Anzug seines zukünftigen Schwagers anlegte, damit der seine getrocknet und notdürftig hergerichtet werden konnte — zum Glück war es nicht der Hochzeitsanzug gewesen. — sprach der alte Müller mit seinem Sohne ein paar kurze Worte und ging in die Mühlstube. Der junge Müller aber stieg in die Knechtammer hinauf, wo der Zyprian bereits wieder in Kleidern auf dem Bette lag, und sagte diesem, er möge dem Vater und ihm bei einer kleinen Ausbesserung helfen. Ahnungslos folgte der Gerufene.

Der alte Müller hatte das Mühlwerk in Gang gesetzt, in seinem Lärme ging das Jammergeschrei eines Menschen unter, der wieder einmal handgreiflich an die ewige Gerechtigkeit erinnert wurde.

Beim Zunachten verließ Zyprian mit seinem Bündel auf zitternden Beinen für immer die Mühle. Jeder Schritt bereitete ihm tausend Qualen und die hellen Tränen rannen ihm übers Gesicht. Die beiden Müller hatten Teufelskraft in ihren Armen und die Stecken waren aus hartem Holze gewesen. . .

Und dann brach der Hochzeitmorgen an. Während in Mittelberg und in Murau lustig die Böller krachten, tat der Steighammer-Franz schon den ersten Fluch. Als er nämlich das nigelagelne Hemd anziehen wollte, da fand er in den Ärmeln mindestens ein Dutzend Knoten, so daß es ihm unmöglich war, in die Ärmel zu schließen. Auf sein Toben eilte die Mutter herbei und half bei der Entwirrung. Aber es kam noch besser. Auch die Hosenärmel des

Hochzeitsanzuges waren zugenäht. Jetzt mußte die Steighammerin schnell eine Schere und ein Messer holen, um die Nähte aufzutrennen. Dabei schimpfte sie mit ihrem Sohne über eine solche Gemeinheit.

„Wer hat da seine Hand im Spiele?“ brüllte der Franz in heller Wut, „dem dreh' ich den Kragen um.“

Die Mutter wußte keine Antwort. Sie hatte selbst am Abend Anzug und Hemd in Franzens Kammer getan. Es mußte jemand vom Hause gewesen sein. Aber wer?

Auf einmal rief der Franz: „Hol mich der Schwarze, wenn das nicht die ver-rückte Sepha gewesen ist.“

„Die Sepha? Das werden wir morgen schon herausbringen. Jetzt mach' schnell, es ist höchste Zeit.“

Kaspar, der alte Knecht mit dem weißen Schnauze und dem immer lachenden Gesichte, spannte unten schon die beiden neuen Braunen an den Wagen, den man für diesen Tag vom Ochsen-wirte ausgeliehen hatte.

Die Dienstboten — Sepha, die Kuhhirn, fehlte — überreichten ihrem Jungherrn vor dem Austritte aus dem Hause einen Buschen und wünschten Glück und Segen, dann bestieg Franz mit seinen Eltern den Wagen.

Um neun Uhr krachten in Murau wieder die Böller. Der Pfarrer vollzog die Trau-ung; nun war der Steighammer-Franz endgültig und unwiderruflich versorgt. Die Steighammerin atmete auf. Jetzt gab's kein Zurück mehr.

Von allen Seiten kamen nun die ge-ladenen Gäste. Zu Fuß und mit Wagen. Die einen nahmen noch am Gottesdienste teil, die anderen, denen es mehr um die weltliche Feier zu tun war, wandten sich gleich zum „Rößle“, dessen Saal sich schnell füllte.

Die Murauer Gemeindegemeinschaft spielte beim Mahle auf, das von Schlag zwölf Uhr an bis spät zum Abend dauerte. Es war unglaublich, welche Mengen von Speisen und Getränken in diesen Stunden vertilgt wurden. Aber der Rößlewirt hatte Erfahrung und sich vorgesorgt.

Während des Mahles keuchte der Postbote heran und brachte ein Paket, das soeben ange-kommen und für die Braut bestimmt war. Obwohl er zur sofortigen Zustellung keineswegs verpflichtet gewesen wäre, tat er es doch in der Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld oder einer billigen Magenstärkung.

Der Bräutigam öffnete unter allgemeiner Teil-nahme das gut verschnierte Paket, ein Blumen-strauß kam zum Vorschein, nach dem die Braut schnell und freudig griff. Im selben Augenblicke aber stieß sie einen Schrei aus und ließ die

Blumen fallen. Sie hatte mit der Hand etwas eiskaltes berührt. Einer der Umstehenden riß die Blumen heraus. Unter ihnen, durch einige in Schachtel und Umhüllung gestochene Löcher vor dem Ersticken bewahrt, saß eine dicke, häß-liche Kröte, die die vielen Menschen dumm und verständnislos anglozte.

Der alte Müller fluchte grimmig, packte die Schachtel und warf sie mit Blumen und Kröte durch das Fenster in den Garten hinaus.



J. Müller

Die Braut stieß einen Schrei aus und ließ die Blumen fallen.

„Das kommt hoch und heilig von einer, die dir neidisch ist,“ tröstete der Vater die erschreckte Tochter.

Der alte Steighammer war zur Musik geeilt und rief ihr ein paar Worte zu, da spielte diese schon den ersten Ländler auf.

„Hallo! Auf zum Tanze!“ Dieser fröhliche Ruf ging durch den Saal. Im nächsten Augenblicke schon begann im nicht viel kleineren Neben-saale das lustige Treiben. Als erster führte der Steighammer-Franz sein junges Weib hinein, dann der alte Müller die alte Steighammerin und deren Mann die Müllerin, ihnen folgte Paar um Paar. Der Tanz begann. Bald war der sandumme Zwischenfall vergessen.

Mit jeder Viertelstunde stieg die Fröhlichkeit, bald begannen die Geister des schon allzu reichlich genossenen Alkohols zu regieren. Gleich tausend neidischen Kobolde hatten sie sich un-

bemerkt in den Saal eingeschlichen. Nun trieben sie da ihr schlimmes Wesen.

Mit lautem Zauchzen schwenkten die Burschen die Mädchen im Kreise, daß die Röcke flogen. Auch Buirgl kam nicht zur Ruhe, von einem Arm in den andern, so ging es den ganzen Abend.

Mitternacht rückte heran. Im „Rößle“ war der Lärm und das Treiben auf dem Höhepunkt angelangt. Kein Mensch dachte ans Nachhausegehen. Solch eine Hochzeit gab es nicht alle Tage und so jung kam man auch nicht mehr zusammen.

In dem allgemeinen Trubel, dem Zohlen und Singen und Musizieren merkte niemand, daß das Brautpaar verschwand. Der alte Steighammer hatte heimlich den Wagen anspannen lassen und gab dem Kaspar, dessen Gesicht so felig erglänzte, den Auftrag, das junge Paar heimzuführen und dann wieder zurückzukommen, um Mutter und ihn abzuholen.

Kaspar nickte grinsend, reden konnte er nicht mehr.

„Aber wirf mir nicht um,“ mahnte der Bauer. Kaspar schüttelte energisch den Kopf.

Als Buirgl in den Wagen stieg, da rief sie aufatmend: „Gott sei Dank!“ Sie war von dem vielen, jaß pausenlosen Tanzen todmüde, und auch Franz hatte des Guten zu viel getan. Die Weine des Rößlewirts waren ausgezeichnet und der neugebackene Ehemann hatte wohl an die hundertmal Bescheid trinken müssen.

So fuhr man denn in die Nacht hinein. Kaspar gab sich Mühe, aufrecht auf dem Boock zu sitzen, aber das eintönige Gefstöße des Wagens tat bald seine Wirkung. Man hatte Murau kaum verlassen, da sank seine Gestalt in sich zusammen, die Zügel ruhten nur mehr lose in seinen Händen und er schlief tief und unbeirrt. Im Wogen drinnen war es nicht anders. Franz und Buirgl waren die Augen zugefallen, auch sie schliefen fest.

Ruhig trabten die Braumen ihren Weg. Als sie dann aber zur Straßenkreuzung kamen, wo es rechts nach Mistelberg ging, links aber nach Niedermundingen, da warteten sie auf ein Zeichen ihres Führers. Als aber keines erfolgte, da schlugen sie den ihnen bekannteren Weg nach Niedermundingen ein, das lange ihre Heimat gewesen war, denn der Steighammer-Bauer hatte sie vor kurzem vom Niedermundinger Bürgermeister gekauft.

Nach kurzer Zeit kam der lange, dunkle Niedermundinger Forst. Die beiden Braumen waren längst in gemütlichen Schritt übergegangen, es trieb sie ja kein Mensch zur Eile. Der rote Schein der Wagenlaternen beleuchtete einen ziemlich schmalen Waldweg, der dann mählich zu steigen begann. Da sahen sich die beiden Rößlameraden an, verstanden sich sogleich und blieben stehen. Die Köpfe tief gesenkt, fielen

auch sie in Schlaf. Totenstill war es ringsherum, totenstill und stierdunkel.

Und da kam der Geisterspuk durch den nächtlichen Wald.

Schritte ertönten, dann schwaches Wagengerassel. Um die Biegung, die der Weg hier machte, bog eine dunkle, unheimliche Gestalt. Ein hochgewachsener, aber hagerer Mann. Zerrißene Kleider, die Schuhe, zerfetzt der Hut. Aus härtigem, verwildertem Gesichte glühten zwei dunkle Augen. Ihm folgte langsam ein niederer Blachenwagen, gezogen von einem kleinen, erbärmlichen Tiere, dem ein zweiter Mann und ein Weib zur Seite gingen.

Da gebot der Führer mit einer Handbewegung Halt. Seine scharfen Augen hatten das seltsame Gefährte am Wegrande bemerkt. Er sah die bösenden Rosse, den schlafenden Kutscher und die sanft schlummernde Herrschaft, ein Hochzeitspaar nach dem Myrtenkranze der Braut und dem Myrtensträußchen des Bräutigams zu schließen. Da glitt ein satanisches Lächeln über sein Gesicht. Leise flüsterte er mit den Seinen, dann begann eine emsige, aber lautlose Tätigkeit. Sie währte Minuten, dann setzten sich die nächtlichen Wanderer wieder in Trab und verschwanden gleich darauf im Walde. Kaspar aber und das junge Paar im Wagen hatten von dem Spuke nichts bemerkt und nichts gehört, sie schliefen weiter den Schlaf des Gerechten.

Im „Rößle“ zu Murau war noch ein Riesenertrieb. Gesang und Tanz wechselten unablässig ab, dazwischen schmetterndes Lachen und wüßtes Geschrei.

Der alte Steighammer war schon einigemale vors Haus hinausgetreten, um nach seinem Wagen zu sehen, aber er kam nicht, obwohl Kaspar längst schon wieder hätte zurück sein können.

Er sprach mit dem Müller darüber, der eben auch mit Frau und Sohn aufbrechen wollte.

Der Müller lachte. „Glaub's wohl, der Kaspar wird wohl nicht mehr fähig gewesen sein, noch einmal herzufahren. Mein Anton ist in besserer Verfassung. Ich lasse euch gleich meinen Wagen einspannen.“

Es ging schon auf drei Uhr, als der alte Steighammer und sein Weib endlich die Heimfahrt antreten konnten. Müllers Kappen zogen gut aus, bald war man daheim.

Der Steighammerhof lag im tiefen Dunkel. Als aber der Bauer das Haus aufschloß, da kam die alte Magd mit einem Lichte aus der Küche, wo sie genickt und auf die Herrschaft gewartet hatte. Das Müllerische Fuhrwerk war gleich wieder umgekehrt und heimzu gefahren.

„Was ist denn mit dem Kaspar?“ fragte der Bauer.

„Mit dem Kaspar? Was soll's mit dem sein?“

„Hat er einen solchen Niesenrausch, daß er nicht mehr fahren hat können?“

Verwundert meinte die Magd: „Ich versteh' Euch nicht, Herr.“

„Nun, der Kaspar ist doch um zwölfte mit dem Franz und der Burgl heimgefahren und hätte dann mich und Mutter abholen sollen. Er ist aber nicht mehr gekommen.“

„Du himmlische Welt,“ rief die Magd, „was Ihr sagt, Herr. Daher ist der Kaspar auch nicht gekommen.“

„Was, der Kaspar ist nicht heimgekommen! Und der Franz und die Burgl?“

„Auch nicht. Ich warte schon seit neun Uhr in der Küche.“

„Mache keine Wiße, Zenz.“

„Auf Ehr' und Seligkeit, Herr, kein Mensch und kein Fuhrwerk ist gekommen.“

„Wirft es nicht verschlafen haben?“

„Was Euch einfällt, Herr. Ich mit meinem leihen Schlaf.“

„Dann tät es mich wundern, wo der Kaspar mit dem jungen Paar hingeraten ist.“

„Sie werden doch nicht umgeworfen haben,“ jammerte die Steighammerin.

„Und irgendwo im Straßengraben liegen, aber wir müßten sie doch gesehen haben. Möglich freilich wäre heute alles. Der Kaspar wird wohl sein Sach' hinter die Binde gegossen haben. Zenz, wecke die Knechte, wir müssen auf die Suche gehen. Himmelfitz, ich ging lieber ins Bett.“

Zehn Minuten später verließ der alte Bauer mit seinen drei Knechten, die Fackeln trugen, das Haus und gingen auf der Landstraße nach Murau zurück.

Das geschah um dieselbe Zeit als Burgl plötzlich fröstelnd erwachte. Die Nachtkühle war durch ihre Kleider gedrungen und hatte sie aufgeweckt. Erstarrt rieb sie die Augen, konnte aber gar nichts sehen, denn es war stockdunkel um sie. Auch die Kerzen der Wagenlaternen waren inzwischen völlig niedergebrannt und erlösch. Burgl tastete mit den Händen umher und stieß im nächsten Augenblick einen Schrei aus.

„Mein Gott, sie saß immer noch im Wagen.“

Der Schrei hatte auch den Franz geweckt. Schlaftrunken, ohne sich vorerst seiner Lage bewußt zu werden, fragte er: „Se, was ist los! Wo brennt es?“

Burgl rüttelte ihn wach und rief entsetzt: „Franz, wach auf. Es ist ganz dunkel, wir sitzen immer noch im Wagen, aber er fährt nicht mehr. Wo sind wir denn?“

Es dauerte immerhin noch eine Weile, bis Franz ganz munter war, dann fragte er ebenso blöd: „Wo sind wir?“

Sie kannten sich nicht aus. Zu sehen war nichts und hören konnten sie nur das laute, regelmäßige Schnarchen Kaspars.

Da aber ging dem Franz ein Licht auf.

„O, du alter Süßling,“ schimpfte er. „Hörst ihn, Burgl, wie er schnarcht. Kaspar ist auf der Fahrt eingeschlafen, da sind die Rosse einfach stehen geblieben. Und wir haben auch geduselt.“

Der junge Bauer stieg aus, tappte langsam ein Stück auf den Weg hinaus und sah plötzlich hochragende Tannen vor sich.

„Burgl,“ rief er verblüfft, „jetzt weiß ich nicht, bin ich verirrt oder gesund beim Verstand. Da ist ja Wald. Wo sind denn wir eigentlich hingeraten?“

Burgl gab keine Antwort, denn ihr ging es genau so wie ihrem Manne. Auf dem Wege von Murau nach Mistelberg gab es weit und breit keinen Wald.

Franz tappte wieder zum Wagen hin und ergriff gleich darauf den schnarchenden Kaspar, der vom Bocke heruntergefunken war, aber trotz seiner mehr als unbequemen Stellung wie ein Toter schlief.

Franz rüttelte und schrie, schrie und rüttelte, aber Kaspar war nicht zu erwecken. Endlich fuhr er auf! „Hüllo!“ und schlief schon wieder.

„Nichts zu machen,“ wettete der junge Steighammer wütend, „der Dämmel hat zu viel erwicht.“

Da auf einmal fiel dem Franz — seine Augen hatten sich schon etwas an die Dunkelheit gewöhnt — eine merkwürdige Leere und Ruhe vor dem Wagen auf. Er forschte genauer nach und wollte rufen, aber das Wort blieb ihm im Munde stecken.

An Stelle der beiden kernigen, großen Braunen fand er nur mehr ein kleines, mageres Tier, von dem er nicht sagen konnte, was es war. An die Deichsel gebunden, ließ es den Kopf teilnahmslos hängen und wartete in sein Schicksal ergeben.

Jetzt konnte der Steighammer-Franz überhaupt nicht mehr denken.

„Burgl,“ sprach er kleinlaut, „ich glaube, wir sind alle verheert. Sagen, und wissen nicht wie und wo, in einem tiefen Walde, die Rosse sind weg, dafür steht dort eine elende Kreatur, mager und halbtot.“

Das junge Weib fing an zu weinen.

„Franz,“ schluchzte Burgl, „das hat ganz gewiß nichts Gutes zu bedeuten.“

Franz wußte keinen Trost. Er wollte Burgl nicht noch mehr beunruhigen, hatte sich allerdings die Hochzeitsnacht auch ein bißchen anders vorgestellt. Er setzte sich wieder zu Burgl in den Wagen und meinte: „Es hilft alles nichts, wir müssen noch eine Weile warten, bis es heller wird, in dieser Finsternis kann man nichts tun.“

Endlich brach der neue Tag an. Im Osten zeigte sich der erste Schimmer und zerriß bald auch das Waldesdunkel.

Da fing das Stammen des neuvermählten Paares erst recht an. Franz starrte mit großen, entsetzten Augen um sich, dann auf das noble Gespann, das vor ihrem Hochzeitswagen stand. Ein kleiner, grauer, struppiger Esel mit einem noch viel schäbigeren, mit Stricken notdürftig zusammengeflackten Geschirre war jetzt zu erkennen.

„Woher kommt denn um Gottes willen dieser elende Esel, wo sind die Braumen und wie kommen wir in den Niedermündinger Wald?“

„Weit und breit war kein Mensch, der diese drei Rätselfragen gelöst hätte.“

Da Kaspar immer noch nicht zu erwecken war, ließen Franz und Burgl das Gefährte einfach im Stiche und gingen waldaus. —

Es war gerade halb fünf Uhr, als der alte Steighammer mit seinen Knechten wieder ins „Röfle“ zu Murau kam. Sie hatten natürlich auf dem ganzen Wege nichts von dem verloren gegangenen Hochzeitswagen und seinen Insassen gefunden.

Der Röflewirt war noch auf. Die letzten Gäste waren noch nicht lange fort, und er machte soeben Kassa. Als er die wunderliche Mär von dem rätselhaften Verschwinden des jungen Paares mit samt Wagen, Kutscher und Koffen vernahm, da ging es ihm wie allen andern an der Sache Beteiligten, er schüttelte den Kopf und fand keine Worte.

Der alte Steighammer ließ sich und den Knechten ein Gläschen Obstbranntwein einschenken, dann wurde der Jungknecht zu den Gendarmen, der zweite in die Mühle gefandt.

Eine halbe Stunde später versammelte sich vor dem „Röfle“ eine stattliche Schar von Männern, die drei Gendarmen und der Müller mit Sohn und drei Knechten. Ihnen allen erzählte der Steighammerbauer, das seit Mitternacht der Franz, die Burgl, der Kaspar, der Wagen und die beiden Braumen spurlos verschwunden seien, wie von der Erde weggetilgt. Man wisse einfach nichts mehr von ihnen.

„Sollte vielleicht ein nächtlicher Ueberfall stattgefunden haben?“ meinte der Kommandant der Gendarmen besorgt. „Es treibt sich in letzter Zeit viel Gefindel in der Gegend umher.“

Nach längerer Beratung wurde beschloffen, sofort an die Suche zu gehen. Und zwar sollten vorerst alle Straßen in die Nachbardörfer abgegangen und, wenn nötig, bis in diese Dörfer vorgedrungen werden.

Unter Führung des Kommandanten setzte sich die Schar in Bewegung. Jemandwo mußte ja der Zwispänner mit den Vermissten sein. Durch die Lüfte war er sicher nicht davongeflogen.

Die erste Straßenkreuzung war erreicht. Ein Gendarm, der alte Steighammer und ein Knecht wurden auf den Weg nach Niedermündingen gefandt. Sie trennten sich von der Schar und schritten rasch davon. Später zweigten wieder

ein Gendarm, der alte Müller und ein Knecht nach Eckberg ab, während der dritte Haufen sich kurz darauf nach Nebstein wandte. Nochmals nach Mistelberg zu gehen, hatte keinen Sinn, da ja der Steighammer von dort gekommen war.

Inzwischen hatte die erste Abteilung den Niedermündinger Wald betreten. Da fielen dem Gendarmen gleich auf dem feuchten Waldweg zwei noch ziemlich frische Wagenspuren auf. Und wirklich standen die drei Mann fünf Minuten nachher vor dem gesuchten Hochzeitswagen, auf dessen Bocke der eben erst erwachte Kaspar mit einem solchen Gesichte saß, daß die drei Mann unwillkürlich hellauf lachen mußten.

Dann aber kam der Ernst. Der alte Steighammer sah den Esel an der Deichsel wohl, er sah aber die Koffe und das junge Paar nicht.

„Kaspar,“ rief er, „wir suchen dich im ganzen Kirchspiel. Wie kommst du daher?“

Der lächelte blöde.

„Ich weiß es nicht.“

„Wo sind der Franz und die Burgl?“

„Weiß ich nicht.“

„Wo sind die Braumen?“

„Weiß ich nicht.“

„Wie kommt der elende Esel daher?“

„Keine Ahnung.“

Da wandte sich der Bauer mit grimmigem Humor an den Gendarmen und sprach: „Zwei Esel sind da, aber mir wären meine zwei Pferde lieber.“

Alle weiteren Fragen des Beamten waren vollkommen vergeblich, denn Kaspar konnte sich an gar nichts erinnern und war selbst am meisten überrascht, sich in dieser unbegreiflichen Lage zu finden.

Der Steighammer und der Gendarm schüttelten immer wieder den Kopf. Etwas Merkwürdigeres war ihnen im Leben noch nicht untergekommen.

Nun wurde der magere Esel, so gut es ging, an den immer noch mit Blumen bekränzten Hochzeitswagen gespannt, dann führte der Knecht den Wagen zum Walde hinaus und heim auf Mistelberg zu. Der Bauer und der Gendarm folgten, ganz zuletzt trottete Kaspar.

Es war acht Uhr, alle Mistelberger waren schon auf den Beinen, als der seltsame Zug endlich vor dem Steighammerhofe anlangte. Es gab eine förmliche Aufregung und die Männer wurden von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Die Neugierde wurde jedoch nicht befriedigt, denn alle viere hüllten sich in Schweigen.

Eine erfreuliche Nachricht wartete doch auf die Männer: Franz und Burgl waren vor einer Stunde ganz durchfroren und übernünftig zu Fuß heimgelassen und gleich ins Bett gegangen.

„Alsdann,“ rief der Steighammer, „hätten wir die auch. Fehlen also bloß noch die Koffe.“

Im Laufe des Vormittags rückten, wie vereinbart, die beiden andern Abteilungen auf dem Steighammerhose ein. Natürlich ohne von den Vermißten eine Spur gefunden zu haben.

Nun wurde die ganze Mannschaft reichlich bewirtet, und während sie aßen und tranken, erschien der Franz.

Jetzt kam die große Enttäuschung. Alle hatten gehofft, von dem Hochzeitsmanne des dunklen

gezweigt sind. Was aber dann mit ihnen gesehen ist, kann ich nicht einmal ahnen.“

Eines stellte sich bald heraus. Wem nämlich der Esel gehört hatte. Leute aus Niedermündingen, die zufällig noch am selben Tage nach Mistelberg kamen, erkannten ihn. Sie hatten ihn erst vor einigen Tagen in ihrem Dorfe gesehen, als er den Blachenwagen einer Zigeunerfamilie zog. Nun blieb keine andere Annahme übrig: die



Die drei Mann standen vor dem gesuchten Hochzeitswagen.

Rätsels Lösung zu bekommen, aber Franz wußte genau soviel wie Kaspar, nämlich nichts.

Burgl und er waren auf der Heimfahrt gleich außerhalb Mirans im Wagen eingeschlafen — wie lange sie genickt hatten, wußten sie nicht — als sie dann erwachten, stand der Wagen still mitten im Niedermünder Wald, auf dem Bocke schlief Kaspar, die beiden Braunen waren verschwunden, an ihrer Stelle fand sich der Esel. Als es dann hell wurde, versuchte er noch einmal den Kaspar zu wecken. Als es nicht gelang, da machten Burgl und er sich zu Fuß auf den Heimweg.

„Ich kann es mir nicht anders denken,“ meinte er, „als daß Kaspar auch gleich eingeschlafen ist und die Braunen dann auf den ihnen besser bekannten Weg nach Niedermündingen ab-

Zigeuner hatten den Hochzeitswagen im Walde angetroffen und, ohne daß es der schlafende Kutscher und die Herrschaft merkten, die Koffe mit dem Esel vertauscht oder umgekehrt. Wie sehr diese Annahme der Wirklichkeit entsprach, weiß der Leser.

Das war wohl eine bodenlose, aber echte Zigeunerfrechheit.

Natürlich fahndeten die Behörden der ganzen Gegend auf die Zigeunerfamilie, allein sie blieb vorderhand mit samt den beiden Braunen vom Steighammerhose verschwunden. Nirgends kam eine Meldung her, daß sie irgendwo gesehen worden seien.

Die auch in Mistelberg, wie überall reichlich vorhandenen Dorstratschen sorgten dafür, daß Franz und Burgls Heimkehr von der Hochzeit

bald in allen Dörfern des Bezirks bekannt war. Man hat seit langer Zeit nicht mehr so gelacht, wie über dieses komische Ereignis. Daß ein Hochzeitspaar mit stolzen Rossen ausfuhr und mit einem armeneligen Esel heimkam.

Franz und Burgl taten das beste, was sie tun konnten: sie und der alte Steighammer mit samt seinem Weibe lachten mit.

Als eine gewisse Zeit vergangen war, da gab der Steighammer die Hoffnung verloren, seine Pferde je wieder zu sehen. Den Esel aber schenkte er dem Milchhannes, der täglich die Milch in die Stadt fuhr. Früher fuhr er mit zwei großen Hunden, heute fährt er immer noch mit dem Steighammer'schen Hochzeitsesel, wie man das Tier in Stadt und Dorf allgemein nennt.

Der alte Kaspar aber konnte es nie verwinden, daß in einer schwachen Stunde jener Hochzeitsnacht seine Kutscherehre verloren ging. Und wenn ihn seine Genossen hänseln, dann ist ihm das Weinen heute noch näher als das Lachen, und er drückt sich in den hintersten Winkel des großen Hofes, um den bösen Menschen zu entgehen.

Der Steighammer-Franz aber hat zu guter Letzt gut gewählt. Trotz der vielen schlimmen Anzeichen und Vorbedeutungen und etwas seltsamen Hochzeitsfreuden ist er mit seiner Burgl sehr glücklich geworden. . . .

Die Geschichte von den zwei Freunden.

Nach einem alten Historienbuch neu erzählt
von F r i e s c h l o ß.

Es waren einmal zwei reiche Kaufleute, die in zwei entfernt gelegenen Ländern wohnten. Dieselben waren seit langen Jahren miteinander befreundet und einer hatte dem andern gar oft in schweren Zeiten aus der Not geholfen.

Nun geschah es, daß der eine Kaufmann durch den Verlust von vielen Schiffen in große Bedrängnis geriet, und daß ihm nur noch so viel von seiner Habe verblieb, daß er in das ferne Land zu seinem Freunde reisen konnte, um von dem Hilfe zu erbitten. Dort ward er auch mit Freude aufgenommen; er mußte viele Monate als Gast verweilen und wurde endlich mit Schätzen reich beladen in seine Heimat entlassen. Er kaufte dort seine alten Güter zurück, fügte einen neuen Handel an und nach weniger Jahre Wechsel war er reicher als zuvor, und es war so, daß sich alles, was er anfaßte, gleichsam in Gold verwandelte.

So vergingen einige Jahre, da brach über das Land, in dem der andere Freund wohnte, ein Krieg herein und dessen Reichtum zerfloß in nichts und nicht genug damit, auch seine letzte Hoffnung, die er auf seine auf Seefahrt

besindliche Flotte gesetzt hatte, wurde zerschlagen, denn die fiel, dicht vor dem heimischen Hafen, einem wütenden Orkan zum Opfer. So ward der reiche Kaufherr nun ein Bettler geworden, und er wollte in seiner großen Verzweiflung aus dem Leben fliehen. Da aber gedachte er im letzten Augenblick seines Freundes, der einst in gleicher Lage zu ihm gekommen war, den er einst reich beschenkt entlassen hatte und der nun wieder in seiner Heimat ein reicher Kaufherr geworden war. So beschloß er, sich auf den Weg zu machen, um vor seinen Freund zu treten und ihm zu sagen: „Siehe, hier bin ich und so arm wie einst du, stehe ich nun vor dir. Gedanke du nun auch meiner und hilf du mir aus meiner großen Not.“

Nach langen Mühsalen kam er endlich an einem Abend in der Heimatstadt seines Freundes an und klopfte an dessen Thür. Aber da erwartete ihn eine neue Enttäuschung. Der Herr sei über Land gezogen und man wisse nicht, wann er zurückkäme. Und damit schlug man vor dem vermeintlichen Bettler die Thüre zu.

Der wußte nun nicht, wo aus und ein, er kannte keine Menschenseele in der fremden Stadt, er wußte nicht, wo er diese Nacht sein müdes Haupt hinbeuten solle, er wußte nun nicht, was ihm der kommende Tag bringe, ob man ihn nicht gar als herumstrolchenden Fremden in den Turm werfen würde. Kurz, er verzweifelte an sich selber und verfluchte sich und sein Geschick. Er irrte durch die Straßen der fremden Stadt und legte sich endlich in einer Kirche, die noch offen stand, müde, wie er war, zur Ruhe nieder.

Nun geschah es in selbiger Nacht, daß auf der Straße vor der Kirche zwei Männer in heftigen Streit gerieten und einer den andern erschlug. Auf der Straße entstand durch das Geschrei ein wüster Tumult und in der Dunkelheit der Nacht gelang es dem Mörder, seinen Verfolgern zu entkommen. Die Häscher suchten nun in allen Winkeln und angrenzenden Häusern und Gassen und kamen endlich auch in die Kirche, in der der Kaufmann schlafend lag. Da sie nun den zerlumpten Mann erblickten, vermeinten sie, den Gesuchten gefunden zu haben. Sie schrien ihm zu, er sei der Mörder, er solle nicht lange leugnen, denn auf der Folter müsse er ja doch gestehen. Und da der Aerauste ja ohnehin an seinem Leben verzweifelt war, bekannte er sich der That schuldig, von der er überhaupt nichts wußte, und ward noch in selbiger Stunde in den Turm geworfen.

Am nächsten Tage führte man ihn vor den Richter und da er ja die That gestanden hatte, sprach ihn der des Todes schuldig und verurteilte ihn, gehangen zu werden.

Zu eben der Stunde aber, da der unschuldige Schuldige durch das Thor der Stadt zu dem

Hochgericht geführt wurde, da kam auch der andere Kaufmann, von der Reise und dem weiten Mitt beurlaubt, zurück. Seine Diener und Begleiter hatte er vorausgesandt, um sein Haus festlich zu richten. Als er nun den Zug mit dem armen Sünder erschaute, erkannte er in demselben seinen fernen Freund und alsobald hielt er den traurigen Zug an und rief: „Haltet an, liebe Leute, und begeht kein Unrecht! Ihr habt hier einen Unschuldigen, denn nicht er ist ein Mörder oder Dieb, er ist unschuldig, ich, ich allein bin schuldig!“

Da nun in jenen Tagen die Justiz eine sehr rasche war, so ward auch er ergriffen und da man vermeinte, daß beide die Schuldigen wären, so beschloß man kurzerhand, sie beide zum Tode zu führen.

Am Hochgericht wartete nun eine große Schar Neugieriger auf den armen Sünder, der sich nun plötzlich verdoppelt hatte und unter den Gaffern stand auch der wirklich Schuldige. Als er die beiden Männer sah, die seiner Tat wegen

um Gottes und seiner Heiligen willen keine Unschuldigen, damit deren Blut nicht über euch komme. Keiner, ihr lieben Leute, hat weder durch Worte oder Tat Veranlassung gegeben, daß der getödtet wurde, den ich, einzig und allein ich, erschlagen habe. Mich, mich nehmet hin, die beiden aber lasset ihre Strafe ziehen.“

Da verwunderten sich alle ob dieser sonderbaren Beschuldigungen, und da man keinen Unschuldigen richten wollte, so führte man alle drei nach der Stadt zurück und stellte sie erneut vor den Richter. Der hatte bereits von der seltsamen Geschichte gehört und voll Verwunderns fragte er den fremden Kaufmann, wie er dazu gekommen sei, sich selbst dieser Tat zu zeihen.

Jener erzählte nun, wie er all seine Habe in der Heimat verloren, wie er gestern als Bettler in die Stadt seines Freundes gekommen, um bei seinem Freunde Rettung und Hilfe zu finden, und wie es ihm ergangen sei. Der Richter fragte nun den reichen Bürger der Stadt, wie er, der solches Ansehen genieße, sich eines solchen Verbrechens bekennen könne, zumal er doch noch außerhalb der Stadt gewesen sei. Und jener erzählte nun, wie er einst als Bittender zu seinem Freunde gekommen sei und er in ihm einen wahren Freund und Retter aus schwerster Not gefunden habe. Alles was er besitze, verdanke er der Großmuth seines Freundes und darum sei es nur recht und billig, daß er ihm mit allem, was er habe, selbst mit seinem Leben danke. Als nun der Dritte befragt wurde, sagte der: „O Herr, ich habe nur die reine Wahrheit gesagt, denn ich bin der wirkliche Täter. Mein Gewissen hat mich getrieben, mich schuldig zu bekennen, da ich doch schuldig bin, damit nicht zwei Edeldenkende unschuldig gerichtet würden. Ich bin bereit zu sterben und habe nur noch die eine Bitte, daß ihr die beiden Unschuldigen ziehen lasset, damit meine Seele nicht mit ihrem Blut belastet werde.“

Als dies der Richter vernommen hatte, da sprach er auch den wirklich Schuldigen frei von jeder Strafe, da er die Wahrheit nun so offen bekunnt und schweres Unglück verhütet habe.

Die beiden Freunde aber zogen unter dem Jubel der Bürger der Stadt, die solche Freundschaft noch nie gefunden hatten, nach dem Hause des reichen Kaufmanns. Der arme Kaufmann aber lebte fortan bei seinem reichen Freund und sie waren beide hochgeehrt bis ans Ende ihrer Tage.



„Tödet um Gottes und seiner Gerechtigkeit willen keinen Unschuldigen,“ rief er.

in den Tod geschickt werden sollten, da schlug ihm sein Gewissen und er gedachte der Strafen der Ewigkeit, die seiner warteten. Und da bekannte er sich mit lauter Stimme des Verbrechens schuldig, um dessentwillen man zwei Unschuldige leiden lassen wollte. Er sei der einzige und wirkliche Täter, so rief er, „tödet

Die Gelehrten und die Glaskugel.

Von Franz Boas-Wiesbaden.

Der „Alte Fritz“, der Preußenkönig, ob er gleich so viele Kriege geführt hat, war doch ein Freund der Wissenschaften. War Frieden und saß er, anstatt im Lager an Wachsfeuern, daheim, so wußte er sich nichts Lieberes, als daß er an seine Tafel Gelehrte aller Art lud.

Es gibt ein berühmtes Delgemälde, zu Berlin hängt es in der Gemäldesammlung, welche den Namen „Nationalgalerie“ trägt; von Adolf Menzel ist es gemalt und stellt lebensgetreu eine solche abendliche Tafel des Königs dar. Wohl ein halb Dutzend gelehrte Herren — alle in mächtigen Perücken — sitzen da um den runden Tisch herum; der König mitten unter ihnen. Deutlich erkennt man: der König selbst führt nicht etwa das Wort; nein, er hört den gelehrten Häuptern zu. Vielleicht, daß er eben irgendeine Frage unter sie geworfen hat, und nun zerbricht sich ein jeder das Hirn, was er Gescheites dazu zu sagen hätte. —

Einer von ihnen spricht bereits. Einer mit einem verwunderlichen Gesichte ist es; einem Gesichte, das mehr zu einem Affen als zu einem Menschen zu passen scheint. Ein Franzose ist es; Voltaire, den sehr bald nach seiner Thronbesteigung der König aus Paris hatte kommen lassen, weil er ihn, seine Schriften und besonders seine Gedichte hoch schätzte — nur daß er seiner hinterher überdrüssig wurde und ihn schon nach kurzer Zeit wieder heimsandte. Es war halt doch zuviel an seinen Reden, was man auf gut deutsch: „Gewäsch“ nannte.

Auf dergleichen verstanden sich die Berliner Gelehrten ohnedem. Warum also noch für vieles Geld einen Pariser beiholen? —

Eines Tages nun hatte der König wieder mit den Herren schön beisammengesessen; in dem Schlosse nämlich, das er sich bei Potsdam hatte bauen lassen. „Sanssouci“ hatte er es genannt — „ohne Sorgen“; wenn's freilich auch nicht ganz richtig damit war; denn an Sorgen fehlte es dem Könige auch in dem Schlosse nicht.

Sommer war's; Hochsommer. Nach dem Mahle trat die ganze Gesellschaft in den Garten hinaus. Eben war die Sonne dabei, hinter den hohen Bäumen des Parks zu verschwinden. Gleich vorn stand eine mächtig große Glaskugel, auf die zufällig der König seine Hand legte.

Dabei fiel ihm gleich etwas auf: Gerade die Seite der Kugel, die von der Sonne ab war, zeigte sich heiß — die andere kalt. Was den König arg wunderte. Gleich verlangte er auch, man solle ihm doch erklären, wie das zusammenhinge?

Da wußte auch alsbald eine nach der andern der gelehrten Perücken die schönste Erklärung dafür; nur daß nicht eine davon dem Könige einleuchtete, so grundgelehrt sie auch allesamt sein mochten.

Nun hielt sich nicht gar weit davon der Ober-



Die gelehrten Gesichter legten sich da heimlich in spöttische Falten.

gärtner auf — natürlich in respektvollem Abstand, wie sich's gehört. Der König rief ihn herbei.

„Sag' er mir einmal,“ sprach er ihn an. „Wie kommt das? Auf der heißen Seite ist die Kugel hier kalt und auf der kalten Seite heiß. Er hat ja tagein und -aus mit der Sonne zu tun. Er muß das wissen.“

Die gelehrten Gesichter legten sich da heimlich in spöttische Falten; der Gärtner aber erwiderte schlicht: „Halten zu Gnaden, Eure Majestät, die Kugel war mir in der Sonne zu heiß geworden; und da hatte ich sie umgedreht, nach dem Schatten, daß sie nicht etwa plakt.“

Worauf es bei den Gelehrten still wurde, mänschenstill. —

Zwischen Absicht und Tat ist ein größerer Unterschied als zwischen Gut und Böse.

Et hat's genehmigt!

Als im Jahre 1775 der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach die Regierung übernahm, war es noch Brauch, daß der Fürst die Landbevölkerung im offenen Wagen aufsuchte und sich bekannt machte.

Wo er erschien, wurde ihm eine Erfrischung

mit dem talergroßen Daumen seiner rechten Hand festhalten konnte. Um die Spritze standen die Herren vom Gemeinderat, dann die ganze Gemeinde und weiter vorn der Herr Lehrer mit den Kindern.

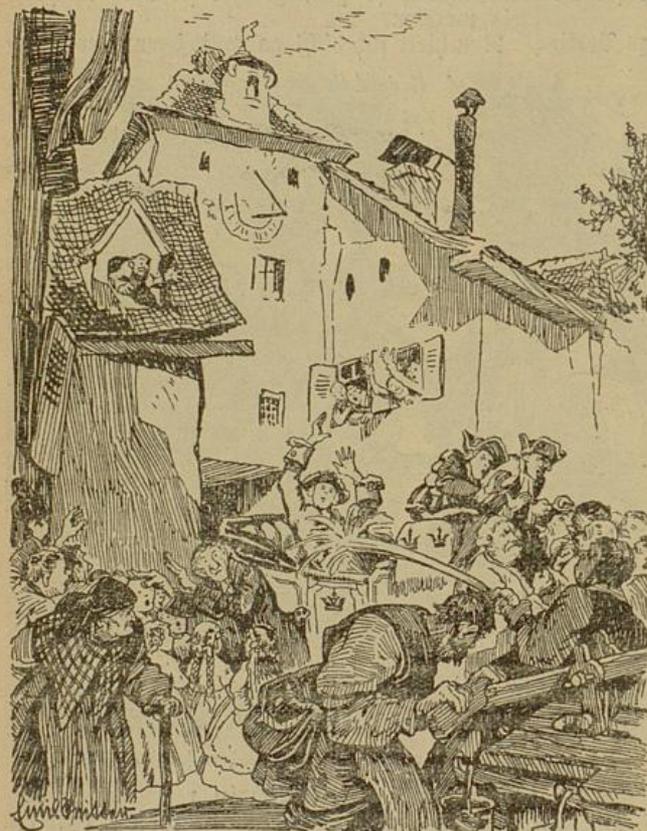
Pünktlich um 11 Uhr, wie angesagt, kam der Großherzog oben rein gefahren.

Die Kinder stimmten an, die Gemeinde winkte und grüßte, der Großherzog nickte sehr freundlich. Die Spritzenmannschaft drückte sachte an und Hannfrieds Daumen wurde noch breiter.

Der Bürgermeister rief: „Hannfried, laß los!“ und schon plakt der Strahl auf die weiße Weste des jungen Fürsten, der mit beiden Händen von oben nach unten abwehrt.

„Feste druff, Hannfried, ä hat's genehmigt!“ rief der Bürgermeister.

Schnell muß die Kutsche wenden, und als die Fahrt in großer Eile abgeht, ruft der Bürgermeister: „Hinten druff, Hannfried, vorn hat er gena!“



Schon plakte der Strahl auf die weiße Weste des Fürsten.

gebracht und darüber in Weimar im „Blättchen“ berichtet.

Als der Großherzog sich in Krautheim anmeldete, beschloß der Gemeinderat, er wolle nicht zurückstehen und ihm auch eine Erfrischung bringen.

Am festgesetzten Tage schloß man schon früh das Spritzenhaus auf und holte die „neue Kunst“ (eine Rohrspritze) hervor. Sie wurde gepuzt, voll Wasser getragen und probiert.

„Herr Bürgermeister, es ist alles in bester Ordnung!“ meldete der Spritzenmeister und Rohrschneider Hannfried seinem gestrengen Herrn.

Dieser war erfreut, wie Hannfried auf Kommando den Strahl schießen lassen und plötzlich

Meinetwegen.

Der alte Schmied Weißhaar wollte sterben. Das heißt, eigentlich wollte er nicht; aber er fürchtete, er müsse diesmal dran. Da kam die alte Nachbarin, die Hebamme, zu dem Kranken, ihn zu trösten.

„Wißt Ihr, Jakob, alle Menschen müssen halt sterben. Der Krautschneider ist gestorben, die alte Faßbenderin ist gestorben . . .“

„Meinetwegen! Meinetwegen!“

„Drum, so muß halt einmal gestorben sein; wer nicht stirbt, der kommt auch nicht in den Himmel!“

„Meinetwegen, meinetwegen! Aber wenn denn doch absolut gestorben sein muß, so wäre es mir doch lieber, es nähmte einstweilen einen andern als grad' mich!“

„Jakob! Jakob! Ihr seid ein schlechter Christ, trotz Euren alten Tagen. Ein rechter Christ stirbt gern!“

„Meinetwegen, meinetwegen! Wenn du so gern stirbst, könnt's nicht lieber dich puzen statt meiner?“

„Jakob! Jakob! Ihr seid ein rechter Höllebraten!“

Sprach's und enteilte voll Schrecken dem Lokal.



Die Here.

Kulturhistorische
Erzählung aus dem
16. Jahrhundert.

Von Anton Schott.

I.

In der Amtsstube des Schlosses Wilhartitz¹⁾ in den Vorbergen des Böhmerwaldes, wo dieser vielfach das „känische Gebirge“ genannt wird, und etwa zwei Stunden Weges von der Gemarkung des „königlichen Waldhwozd“, des Gebietes der acht „känischen“²⁾ Freigerichte³⁾, lehnten ihrer zwei behaglich in geräumigen Armstühlen am wuchtigen Buchentische, und abseits saß an einem mit Papieren und Schriften belegten Tische ein spindelburrer Gesell, schlenkerte mit den gekreuzten Füßen und tändelte mit der Riefeder.

Das waren Herr Heinrich Plansky von Seeberg, der Besitzer der Herrschaft Wilhartitz, Hans Pharl, der neue Justiziar³⁾, der erst vor etlichen Tagen ins Schloß und ins Land gekommen, und Gürg Hasenkopf, der Amtschreiber.

Nach dem Husitenrummel, der aus einem Gemische von tschechisch-nationalen Fanatismus und schlecht verschleiertem Kommunismus herausgewachsen war und jahrzehntelang das Land verwüstete und tausende Menschenopfer forderte, hatte es der tschechische Adel durchgesetzt, daß kein Deutscher Besitzer einer ständischen Herrschaft oder auch nur deren Beamter sein durfte oder sollte; aber diese Sache war bald abgeflaut. Der Adel hatte sein Süpplein gewärmt, die übrigen hatten ihr Schäflein im Trocknen, und all diese wie auch die „gelehrten“ Kreise fanden wenig Behagen an der rohen und ungelentken tschechischen Sprache und bevorzugten allmählich wieder die deutsche. Und wo ein Gebiet an das geschlossene deutsche Sprachgebiet markte, war man völlig auf diese angewiesen.

Aus all diesen Gründen und weil die meisten Leute und Beamten Deutsche waren wurde in Wilhartitz deutsch geredet.

Da stolperte einer in plumpen Schuhen und mit ungelentken Schritten in die Amtsstube, und das umgehängte Freisassenschwert schlug an Türstock und Türe. Erst nachdem er die Türe hinter sich ins Schloß gedrückt, nahm er den

schweren Filzhut vom Kopfe und wünschte die Tageszeit.

Einer der Freibauern also aus dem käinischen Gebiete oben; denn nur Freie durften die Wehr der Freien tragen.

„Willst etwas!“ frug der Amtschreiber, da keine Aureda herfürkam und weder Herr Heinrich noch der Justiziar eine Frage taten.

„Ja.“ Ungelent und unbeholfen wie der Mann war auch dessen Rede.

„Was denn nachher?“

„Ich . . . habe mir fürgenommen, die . . . die Friedel zu . . . heiraten, das Dirndel vom Hüter-Christel . . . die jetzt in der Kichel ist im Schlosse. Und da möchte ich fragen . . . Ich möchte sie loskaufen aus der Hörigkeit. Was das kosten täte?“

Gürg Hasenkopf schupfte die eckigen Schultern. „Unsin! Postkaufen! Wo Eigenfreie zu Haufen herumrennen und noch dazu Geld ins Haus brächten . . . Wenn es der Hochgnädige Herr Baron verwilligt . . .“ Und er deutete mit der knochendürren Hand nach dem Gutsherrn.

Des Waldbauern Blicke musterten ein Zeitlein den Hochmächtigen, dann stolperte er ein paar Schritte vor und tat bei dem seine Ansprache.

Herr Heinrich von Seeberg schaute den Menschen mit eisiger Ruhe an . . . Ein Postkauf aus der Hörigkeit . . . Eigentlich konnte es ihm völlig gleich sein, ob er ein Weibsziefer mehr oder weniger zu seinen Hörigen zählte, aber ein Recht war ein Recht, und jedes Recht ist Geldes wert. Geld aber war in Wilhartitz immer mehr zu brauchen, als gemeinlich einging. Die Sache war demnach ein Handel und mußte als solcher genutzt werden.

„Die Bitte ist ausnahmsweise verwilligt,“ beschied er. „Das Amt kann gegen Ertrag eines Freikaufes von . . . von fünfundzwanzig Pfund Pfennigen¹⁾ den Freibrief gleich ausstellen.“

Des Bauern Gesicht wurde für einige Augenblicke wachsfahl und dann wieder so rot wie eine überreife Kirsche. Eine Weile zuckte es nur um seinen Mund, und dann zwängte sich stoß- und brockenweise sein Entrißten heraus.

„Fünf . . . undzwanzig . . . Pfund! . . . Mehr wie . . . wie . . .“ Plötzlich aber gab es ihm einen Ruck herum, und wie ein zornwütiger Kater stapfte und stolperte er wieder der Türe zu. Ohne Gruß und Segenswunsch verließ er die Amtsstube.

„Wieso: Postkauf?“ fragte der Justiziar nach einem Zeitlein. „Da genigte doch eine einfache Heiratsbewilligung.“

„Sonst wohl; aber der Kerl ist ein käinischer, aus den Freigerichten hinten. Das muß ich

¹⁾ Vom deutschen Personennamen Wilhart. Später Welhartitz genannt.

²⁾ Königlich. Von ahd. künie, mhd. künig = König. Diese käinischen Freigerichte bestanden bis zu deren Auflösung im Jahre 1848.

³⁾ Amtsrichter.

Lehrer Hintender Bote für 1928. V.

¹⁾ Damaliges Münzverhältnis: 4 Pfennige = 1 Kreuzer, 15 Kreuzer = 1 Schilling, 4 Schillinge = 1 Pfund daher 240 Pfennige oder 60 Kreuzer.



Euch eben auch noch erklären. Marken an unser Dominium, diese Waldbären sind ein jeglicher frei mit Leib und Gut und nur dem Könige untermtan, haben eigene Wildbahn, eigen Fischwasser und eigene Gerichtsbarkeit, wählen ihre acht Richter selber und auch ihren Oberrichter, der über die acht Gerichte gestellt ist. Ubrigens der gleiche Waldbär, wie sie alle . . . Wieso? . . . Was weiß ich? Manche sagen, Herzog Bretislav hätte das ganze Waldgebirge hinten an der



„Willst etwas?“ frug der Amtschreiber.

bayrischen Grenze zum Schutze dieser gegen die Bayern besiedelt und den Siedlern solche Privilegien und Vorrechte verliehen; andere meinen, er hätte dieses nur zur Urbarmachung des wilden Waldes getan und dazu lauter Deutsche angesiedelt, und andere mutmaßen, daß diese Leute schon seit Urzeiten in den Wäldern oben sitzen und die Rechte auch uralte wären. Aber ihre Privilegien haben sie von allen Kaisern und Königen, und sie sind so stöbig wie Wildochsen. In etwaigen Streitfachen mit ihnen muß das alles wohl erwogen werden . . .“

Unterdessen stapfte der Jockel Saumer, der Bauer „in den Brandten“ oben im Kocheter Freigerichte oder kurzweg der Brandtner genannt, grimmwütig über den Schloßhof. Herwegs noch hatte er ein etliche Sonnen vom Himmel strahlen gewähnt und die herbstenden Blumen voll Rosen und Geblume, und nun dünken ihn Tag und Welt so leer und wüste wie die trostlose Dedheide . . . Fünfundzwanzig Pfund guter Pfennige! Warum nicht gleich das ganze Höfel in den Brandten oben? . . . Da muß er wohl die Friedel und alle Hoffnung aus Kopf und Sinnen schlagen

. . . Sagt man! Aber wenn einem so ein Zießer so baumfest in Kopf und Sinnen sitzt, wird es mit dem Darauerschlagen wohl nicht so leicht gehen wollen. Der Dummer soll ihn holen, diesen Räubersmenschen mit all seiner Geldgierde!

Hinter einem halboffenen Törlein lag ein jung Weiberleut auf der Lauer, und zwei braune Reh- augen sprüheten aus einem dunkelroten, von der Türe halbverdeckten Gesichte nur so eitel Glück und Freudseligkeit. Das Weiberleut war die Friedel, des verstorbenen Gutshirten Christels Tochter, und es wartete in fiebernder Unrast des Bescheides, den der Jockel aus der Amts- stube bringen sollte.

Der alte Christel hatte allemal gesagt, Geld und Gut könnte er seinem Kinde nicht hinter- lassen als Erbe, doch drei Stücke, mit denen es sich auch rechtschaffen durch das leidige Leben zu schlagen vermöchte: einen schönen Namen, ein ehrlich Gemüthe und ein Großteil seiner „Wissenschaft“. Und sie reichte mit diesem Erbe; sie war damit schon auf dem Wege zur eigen- freien Bäurin im Künischen oben.

„Wie ist's?“ rief sie ihn heimlich an. Doch nur ein Kiesrauhes Knurren ward ihr zum Bescheide.

„Nichts ist's.“

Sie wählte, den Felsen unter sich wanken und weichen zu spüren, auf dem das Wilhartiger Schloß gebaut, und vor ihren Augen wurde es schier düster und dunkel.

„Fünfundzwanzig Pfund verlangt er, dieser . . . Landräuber . . .“

Wachsfahlen Gesichtes kam sie hinter dem Törlein herfür.

„Zahle sie! Ich bitte dich: zahle sie!“ bettelte sie geradewegs. „Nur daß ich frei werde! Ich verdiene dir das Geld wieder . . . Nur daß ich frei werde und aus diesem Hundeleben heraus- komme. Tag und Nacht arbeite ich . . .“

„Sagst schon! Aber . . . so viel Geld . . .“

Ein paar Tränlein sickerten aus ihren Augen und zitterten wie Taupropfen an den langen Wimpern, und dann löste sich ein schütternder Seufzer von ihrer Brust, und sie wendete sich langsam ab. Doch er haschte sie am Arme.

„Friedel! Ist ja nicht, wie wenn ich . . . Müßt ja nicht etwa meinen, ich . . . wollt etwa nimmer. Wird schon noch werden. Wird sich . . . etwa doch . . . etwie ermachen lassen . . . müssen . . . müssen. Wenn er auch einen Ver- stand hätte, dieser . . . Landräuber . . .“

Unwillkürlich drängte sich ein Vergleich in ihr Trübfinnen: wie um ein Bündel Vieh wird ge- handelt und gefeilscht um sie. Der eine will teuer verkaufen, der andere billig erwerben. Wie um ein Bündel Vieh! Nur daß ihr keine Hörner aus der Stirne gewachsen und keine Kette sich um diese wand. Dafür aber legte sich eine schier noch schwerere Kette um ihr ganzes

Leben: die . . . Hörigkeit. Und sie hatte in ihrem Blickswahne diese beinahe schon von sich fallen gehört, klirrend und polternd, und sich so frei geworden gewähner, wie sie Gott erschaffen, sie und alle Leute.

Mit trügigem, stockfinsternem Geschaue kam sie in die Kuchel zurück, wo gerade der Metzger Wenzel Panošch das gebrachte Fleisch auf dem Tische ausbreitete und seine derben Scherze und Wizeleien vorbrachte.

„Nichts daraus geworden?“ fragte die alte Walpurg, die Regentin in der Schloßkuchel, und musterte mit scharfem Blicke das vergräunte und verweinte Gesicht des Dirndels.

„Denk habe ich mir's eh' gleich, daß er dich nicht freigibt.“

„Freigibt!“ schrillte dies im Zorne heraus. „Das wohl, aber . . . fünfundzwanzig Pfund sollte er zahlen, der Fockl.“

„Was denn nicht gar?“ In hellem Entsetzen schlug die Alte die Hände zusammen.

„Jetzt weißt du wenigstens, was du wert bist, Kuchelbesen,“ scherzte der Metzger in seiner Weise. „Zwei Paar Ochsen.“

„Ich . . . pfeife dir etwas,“ trugte die Friedel entgegen, und der ohnmächtige Aerger drängte ihr ein paar Reden aus der Brust, wie einem hilflosen Jungen, der sich eines grobschlächtigen Widersachers auf andere Weise nicht erwehren kann. „Aber es soll ihm keinen Nutzen bringen, weil er gar so wilddächtig ist. Das Vieh soll ihm verrecken, das Genack soll er sich brechen . . .“

„Tue dir ein wenig auf das Plappermaul schauen!“ mahnte die Walpurg, als der Metzger fort war. Leute sind allerwegen Leute, und es dürfte ihm gerade nur so eine Rede zugetragen werden, nachher wäre auch kein Hoffen nimmer. So ist allerwegen noch das. Ich werde mit der Freifrau reden, wenn sie eine gute Stunde hat. Kann um die Halbscheid billiger werden.“

Sie war des verstorbenen Viehhüters Schwägerin und daher der Friedel Base.

Mit der Freifrau reden! Das brachte des Dirndels erstarrtes Hoffen wieder zu ein wenig Leben und Wachstume. Und nicht vergeblich. Als die Freifrau Jutta von Seeberg eine sehr gute Stunde hatte, brachte die Walpurg ihr Anliegen und ihre Bitte vor: So und so wäre es, und das Dirndel könnte ein bergshohes Glück machen, wenn . . .

Darauf ging die Freifrau über ihren Eheherrn. Es wäre wirklich eine Schande, so viel zu verlangen, wo der alte Christel bei seinen Lebzeiten in hundert Anliegen und Räten und Menschen und Viehe geholfen, ohne ein Vergeltsgott zu erhalten, geschweige denn mehr.

Herr Heinrich meinte wohl, ein Recht müßte immer als solches oder wenigstens zum Scheine gewahrt werden, aber er stünde in diesem Falle nicht auf die paar Pfennige an. Wenn sie um

Freilassung bäte, würde ihr der Brief ganz umsonst ausgestellt. Brauchen könnte man sie auf der Herrschaft schon der von ihrem Vater ererbten Heil- und anderen Künste wegen recht gut, aber . . . seinetwegen . . .

Am anderen Tage erfuhr dies die Walpurg, und gegen Mittag schon wirbelte das Dirndel in seinem Freudenrausche der Amtsstube zu, tat vor dem Hochnädigen einen Fußfall und stotterte in seinem Glücksturbel die Bitte um Freilassung heraus.

Herr Heinrich nickte gnädig und hieß den Justiziar, die Urkunde auszustellen. Ausnahmsweise, und weil der alte Christel ein allzeit guter und getreuer Diener gewesen, der über lauter Gutheit vergessen, für sein Kind zu sorgen.

Ein Freudenschrei entrang sich des Dirndels Brust, als es endlich das dargereichte Papier in die vor Freude zitternden Hände nahm.

„Herr, vergelt es Euch Gott tausendmal!“ Mehr brachte es als Dank nimmer heraus, und dann wandte es sich, prallte wie erblindend an den Türpfosten und stürmte nachher fort und davon.

Frei wie der Vogel in der Luft, den kein Band und keine Kette fesselt, dem Weg und Flug nach allen Winden frei, und jeder Hörigkeit entbunden, wie jedwedes im freien Künischen hinten in den Waldbergen . . . Und in der Kuchel drüben tanzte und jauchzte sie in ihrem Freudentanmel wie hell auf um den Verstand gekommen.

Den selben Nachmittag noch packte sie ihre Habseligkeiten zusammen, reichte der Base die Hand zum Abschiede und gab sich auf den Weg ins Künische hinauf. Fort war fort, und wenn ihn der Loskauf etwa wieder gereuen sollte . . .

Die alte Walpurg aber machte das Kreuzzeichen über das freudstiebernde und glückstrahlende Schwesterkind als Ersatz des Muttersegens. „In Gottes Namen! . . .“

Am zweiten Tage nachher pochte der Fockel in den Brandten schon an die Türe des Pfarrherrn in Petrowitz, der ein Altgläuber war, wie im deutschen Künischen oben alle. Eine Braut hätte er da, und sie all beide kämen zur Brautlehre.

Der Pfarrer fand den Freibrief des Weiberleuts in voller Richtigkeit und fragte lediglich nach dem, was nicht in dem Schreiben stand.

„In Wilhartitz hast du wohl nach der böhmischen Keldahner Art kommuniiziert?“

Dem Dirndel schoß alles Blut zu Kopfe. Wenn das Glück nun an diesem Umstande zerschellen sollte . . .

„Ja,“ gestand es offen. „In Wilhartitz ist es nicht anders, und unsereines . . .“

„Leider ja — daran kann das armjelige Volk nichts ändern. Aber nun du frei bist und deinen

freien Willen hast: willst du es fürder so halten und glauben, wie es nach althergebrachter Weise recht ist, und wie es unser Glauben lehret?"

"Wenn das mehr recht ist: Ja."

Also war auch dies in ebene Wege geraten, aber knapp vor der Hochzeit kam als kleiner Dämpfer auf das übermächtige Glück eine Trauerkunde von Wilhartig herauf. Die alte Walpurg hätte überlings der Schlag getroffen, und übermorgen wäre die Leich . . .

II

Ein riesgrober Winter war über das Land und über die Waldberge gezogen. Die großen Schneemengen hatte er nur wie aus vollen Säcken über Berge und Täler geschüttet zu manns hoher Tiefe, Schneewächten hatte er zusammengetragen, hinter denen sich manch Haus verstecken gekonnt, und wochenlange schier waren Wege und Steige ungangbar gewesen. Bis zu Josefi war der Schnee sogar im Flachlande draußen und in den Vorbergen wie ein lückenloses Laken gelegen, und in den Waldbergen oben lag er noch über Höhen und Gefilden, da im Flachlande und in den Talwinkeln schon frisches Grün die Fluren zierte.

Die Zeit des ersten Wiesengrüns aber hatte in den herrschaftlichen Maierhof zu Wilhartig einen unheimlichen Gast gebracht: eine Viehkrankheit der bösesten Art. Die Tiere hörten zu Fressen auf, wurden aufstößig, und Maul und Klauen huben ihnen zu eitern an.

Magister Hajek, den Herr Heinrich von Seeburg nach des alten Hüterchrißtiels Tode als Arzt für Mensch und Gebiehe aufgenommen, hatte schon alles mögliche versucht, ohne der Krankheit beikommen zu können, und es waren trotz seiner Eingüsse und sonstigen Mittel schon hübsch ein etliche Stücke Jungvieh umgestanden und verendet.

Die Schafferin hatte gleich von allem Anfange weg geraten: "Die Friedel! Zu Lebzeiten des alten Christels hätte so eine Sucht kaum einreißen können, und sicher wüßte sie auch das beste Mittel dawider." Doch der Magister hatte sie angefahren wie einen kläffenden Hund.

"Ein Hüterdirndel! Unserer, ein studierter Magister, wär etwa minder?"

Man hatte daher nicht um sie hinaufgeschickt in den Hof in den Brandten; aber als alle Mittel und Ratschläge des Magisters versagt, hatte der Schaffer doch geschickt.

Honjo, der Knecht, war in aller Herrgottsfrihe hinauf ins Künische, die Friedel zu holen.

Zu Hof in den Brandten wiedete der Jockel gerade die Ochsen ins Foch, und das Knechtel schleppte einige Ketten herbei und maschte sie an den Schlitten. Es sollten die letzten Stämme Holzes aus dem Walde heruntergefahren werden, und Zeit und Weg taugten dazu. Der Horst

trug noch, und bergab konnte man laden, was der Schlitten aushielt.

Da stapfte der Honjo daher und richtete seine Botschaft aus. Würde hübsch etwas tragen, wenn die Friedel helfen könnte.

"Braucht es nicht," lehnte der Jockel schlankweg ab und warf dem Knechtel die Peitsche hin. "Fahr zu! . . . Hat auch der Freibrief nichts gekostet. Und unsereines ist auch . . . unsereines. Wartest, bis ich mit der Fuhr heimkomme. Dann kann sie gleich mitgehen."

Er hastete dem Schlittengefährte nach, und der Honjo ging in die Stube und erzählte lang und breit, wie nun in Wilhartig alles ginge und stünde. In einer Weile bekam er auch eine warme Morgenuppe, aber kaum hatte er den Löffel aus der Hand gelegt, prellte das Knechtel ganz verstört daher. Den Bauer hätte der Baum geschneelt, pfauchte es nur so in aller Hast und Atemlosigkeit heraus, läge auf ihm, und er allein wäre nicht imstande, das schwere Baumtrumm wegzuheben.

Der Honjo schnellte vom Schragen auf und hastete dem Buben nach. Sie aber, die Friedel, währte für ein Zeitlein ihre Füße fest verwurzet in die Stubenbühne und vermochte in lähmendem Schrecken schier keinen zum Schritte zu haben.

"So geh!" kreischte die alte, schon einige Zeit bettlägerige Lena, die Mutter des Jockels. "So renn! Wer weiß, was . . ."

Torkelnd strebte sie den Mannsleuten nach, aber die Schritte gerieten kaum spannlang. Schon mitterwegs kam ihr das Schlittengefährte entgegen, das der Bub lenkte.

Mühsam rang sich ein bißel Hoffnung empor: Vielleicht doch nur Fuß oder Arm gebrochen. Doch der Jockel war tot; mausetot erdrückt von dem ungefügen Baumstamme.

"Mitten über die Brust gelegen, der Baum," berichtete der Honjo. "Und er darunter. Nimmer getregt und gerührt, wie wir hingekommen sind."

Wie selber hartnase ans Leben getroffen sank sie vor den Schlitten hin und rang die Hände in stummem Herzeleid . . . Tot, mausetot! Dawider wußte weder sie noch etwer anderer ein Heilmittel . . . Glied zu Glied zu heilen und Bein an Bein, das hatte sie von ihrem Vater gelernt, doch Leib an Seele nimmer . . .

Als der Honjo von seinem Botengange heimkam in den Maierhof, wußte er nicht gleich, sollte er zuerst von dem Unglücke erzählen oder das Heilmittel nennen, das ihm die Friedel angeraten: Salz und Essig, und Mäuler und Hufe fleißig waschen damit.

"Essig und Salz!" spöttelte Magister Hajek, als er von dem Räte vernommen. "Warum nicht gleich . . .? Was habe ich schon alles angewendet wider diese Pestilentiam? Und dieses Hüterdirndel will sie mit Salz und Essig vertreiben!"

„Versucht muß es werden,“ bestand der Schaffer, und am Abende schon wurde das Vieh mit gesalzenem Essig gewaschen. Daß der alte Christel gutding mehr verstanden, wie dieser aufgeblasene Magister, wußte männiglich in der Gegend, und daß die Friedel von ihrem Vater das meiste gelernt, war auch jedem bekannt.

„Wird sich ja weisen müssen.“
Und es wies sich.

Stand nicht über acht Tage an, war diese Viehpest schon in starkem Abnehmen, und die meisten der Vieher fraßen schon wieder. Als ob mit der unheimlichen Krankheit ein dräuend und zähnefleischend Schreckgespenst wiche, kam es jeglichem vor, weil kein Stall davor sicher war und jedes um sein bißchen Vieh bangte. Das Mittel half also, und man hätte doch eine Abwehr, wenn diese Not an die Lüre pochen wollte. Dagegen mußte der Magister manche Spottrede vernehmen, und sein Aerger kam nie völlig zur Ruhe. Selbst ein Lob dieser . . . Friedel brachte sein Blut schon in Wallung und Sieden. Er, der Magister Hajek, der an der berühmten Hochschule in Prag studiret, und . . . das Hüterdirndl . . .!

„Entweder Zufall, Gaukelei oder gar . . . Hegerenspiel,“ behauptete er einmal in der Wirtsstube des roten Klement im Dorfe unten, da die Rede darauf kam und ihm der Schaffer sogar unter die Nase rieb, daß er vor Zeiten, als sich der lange Prokop, der Oberknecht, den Fuß gebrochen, nicht einmal hätte helfen können. Hätte müssen der Christel noch als Totkranker herbei und den Fuß einrichten und heilen.

„Gebe ich zu,“ schnaubte er grimmig, da er nicht widernehmen konnte. „Hüter und Schinder sind Geschwisterkinder, sagt man. Kann jeder mehr wie Schwarzbrot essen. Aber eine . . . Kucheldirn . . .!“

„Unsim!“ knurrte der Justiziar und tat einen guten Trunk. „Schwarzbrotessen! Ich denke mir die Sache so: Hüterkinder und Schinderkinder werden wieder Hüter oder Schinder, nach wie vor. Und was Vater, Mhr' oder Vorahne als gutes Mittel gefunden und erprobt, erfahren die Jungen und erben es als Geschäftsgeheimnis weiter. Das Wissen mehrt sich von Geschlecht zu Geschlecht.“

„Und unsere hohen Schulen! Die weltberühmte Carolina! Hat die besten Lehrer . . .“

„Hatte, muß man heute sagen,“ verbesserte der Justiziar in Seelenruhe, trotzdem Herr Adalbert Prokopides, der Pfarrer, schiel krampfhaft zu hüteln anfang und sichtlich abrückte. „Seit man die deutschen Professoren und Studenten vertrieben, ¹⁾ und besonders seit sich die Carolina beinahe nur mehr als oberste Behörde des nationalen Utraquismus fühlt und gibt, hat

sie nach der Ansicht aller gelehrten Kreise den wissenschaftlichen Wert verloren . . .“

„Das behauptet . . . Ihr?“ entsetzte sich der Pfarrer. „Selber in Prag studieret . . .“

„Selber in Prag studiert, aber am Clemen-tinum. Wir hatten tüchtige Lehrer, zu denen selbst verbissene Kelchner ihre Söhne schickten. Das wird wohl allgemein bekannt sein.“

„Und da . . . da . . .“ Der Pfarrer wußte nicht gleich, was er gackern sollte . . . Eigentlich hieß er ehemals Prokop, aber er hatte als junger Student der damals im Lande herrschenden geäocophilen Mode wegen seinen tschechischen Namen in Prokopides geändert, doch den verbissen-tschechischen Fanatismus und die Unuld-samkeit des Kelchners beibehalten. Daß der Justiziar kein Kelchner und noch dazu ein Deutscher war, wußte er, daß er aber wagen würde, im Lande Böhmen eine solche Rede zu führen, verschlug ihm die Rede. „Wisset Ihr, da weiß man wirklich nicht . . .“

„Gaukelspiel oder Hegererei,“ behauptete der Magister wieder, um erstens die Reden in ein ander Geleise zu drängen und zweitens sich nach Kräften herauszuwinden. „So etwas ist kein Mittel mehr und noch weniger eine Wissenschaft. Salz und Essig wider eine pestilentiam!“

„Gibt es nicht.“ So wieder der Justiziar.

„Gibt es. Was, Herr Pfarrer?“

„Mmm!“ räusperte sich der etwas verlegen. „Wie man es nimmt. Es heißet: Wer mit übernatürlichen Mitteln oder gar unter Beihilfe böser Geister oder des Teufels dem anderen an Leib, Leben oder Gut schadet, betreibt Hegererei.“

„Steht es so im Gesetze?“

„So beiläufig. Aber . . . was sind über-natürliche Mittel?“

Darauf gaben weder der Pfarrer noch Magister Hajek eine Antwort oder Erklärung. Man drängte die Rede gewaltsam in ein ander Gestapfe, doch etwas blieb überall hängen. Der Dorfrichter und der Schmied erzählten daheim als Neugierde sowohl wie auch mit ein wenig Schadenfreude, was die Herren am Biertisch geredet, und wessen der Magister die Hüterfriedel im Verdacht hat. Auch der Pfarrer dächte wahrscheinlich so. Nur der Justiziar . . . Freilich: Dieser, ein Altgläuber . . .

Am anderen Tage ging die Mutmaßung schon von Haus zu Haus und kam auch dem Metzger Panosch zu Ohren.

Könnte wohl sein. Er hatte es ja mit eigenen Ohren gehört, wie dieses Zieser in seinem Aerger gewünscht: Das Vieh soll ihm verrecken, das Genack soll er sich brechen . . . Wenn eines halbwegs ein Wissen hat um so . . . Künste, und der Aerger dazu . . . Von Künsten aber mag sie sicher von ihrem Vater vielleicht mehr erlernt haben, als zur Himmelfahrt notwendig sind . . . Doch feinetwegen . . . Was ging das ihn an?

¹⁾ Mai 1409.

Seinetwegen konnte sie die ganze Gegend verhexen, wenn nur nicht auch ihn. Eigentlich ihn auch, wenn sie wollte. Wäre gar nicht einmal so übel, wenn sie ihn so betören wollte, wie . . . vielleicht auch den verstorbenen Jodel, den Brandtner, der sie jeder künischen Bauernochter vorgezogen. Selbst wenn das Höfel in den Brandten kleiner wäre, brauchte es gar nicht viel Hexerei, einen daran zu bannen.

So sann er daheim und auf seinen Gängängen zufällig und müßig vor sich hin, und so sann er bald schon geflüßentlich. Das Leut wäre ein Fang, der sich auszahlte. Eine Wittib mit einem künischen Freibauernhofe! Das würden wohl auch andere finden, aber . . . gemeiniglich mahlten jene zuerst, die zuerst kämen. Wäre der beste Handel, den er all seiner Lebtag machen könnte . . .

Solches Sinnen fraß sich immer tiefer in ihn, bis er einmal zu einer . . . Gänzfahrt ins Künische hinaus rüstete. Nebenbei konnte auch noch manch ander Geschäft gemacht werden . . . Hier und dorten fragte er im Vorbeikommen, ob vielleicht etwas zu verkaufen stünde, und auch im Hof in den Brandten tat er dieselbe Frage.

Nein, nichts, gar nichts.

Also setzte er sich eben ein wenig zur Raß und zu gemüthlichem Plaudern nieder . . . So



Da gab sie ihm mit kräftiger Hand einen undeutlichen Bescheid.

und so ging' es unten in Wilhartig; wie es ihr als Wittib ginge? . . . Ein mühsames Fortwursteln halt, bis . . . wieder einmal ein tüchtiger Bauer einzöge, und so und so. Die Friedel kannte die öden Sprüche des Metzgers zur Genüge von früher her und achtete deren also nicht, bis der

Kerl sogar zudringlich werden wollte. Da gab sie mit kräftiger Hand einen undeutlichen Bescheid und rief nach dem Innmanne, den sie über des Richters Rat und Vermitteln nach dem Tode des Jodels aufgenommen, und der zur Zeit in dem Wagenstühle drüben eine neue Langwied an einen Wagen schnitzte.

Ein paar ungefügiger Schimpfworte prustete der Metzger noch zwischen Scham, Enttäuschung und aufwallender Wut heraus, und dann stolperte er von dannen. „Das . . . merkst dir, du . . . du Fexen!“ drohte er vom Gredende noch zurück. „Jeder Tag hat seinen . . . Heiligen.“

Die Friedel nahm ihre Wascharbeit am Röhrbrunnen wieder auf und war bald über den jähen Merger weg. . . So ein Mensch bleibt immer ein Grobian und geht als solcher mit Vieh und Leuten gleich um. Alles ist bei ihm Geschäft und Handel, eine Freite sowohl wie ein Ochsenkauf.

Wenzl Panosch aber, der Metzger, brachte die Sache nicht so leicht aus dem Kopfe. Der schöne und wohlgeremte Plan in Scherben und Trümmern, die Schande und allenfalls das Leutgeredel Nachsinnen und Nachschneuben wallten in ihm wie in einem Sudkessel, und erst nach langer Weile schlich sich ihm von weitem die Einsicht an: Zu jähe ins Gehirn gefahren. Wenn er . . . Ach was! Müßte sie deshalb gleich so närrisch und böswillig sein? Ein abmahnend Wort hätte es wohl auch getan, wenn er ihr schon . . . gar nicht zu Gesichte stand. Und warum nicht zu Gesichte stand, er, der Wenzl Panosch, der mehr Geld im Handel stücken hatte wie oftmals ein notiger Bauer im ganzen Anwesen? Etwa weil . . . sie nun eine Eigenfreie war und er lediglich ein Höriger des Wilhartiger Gutsheeren? Dürfte wohl am nächsten geraten sein. Mit einer solchen Heirat würde auch sie wieder hörig werden. Das mochte sich eine Eigenfreie wohl überlegen, und daher durfte er ihr die Maulschelle nicht gar so arg verübeln. Aber mußte diese gleich als Bescheid gegeben werden? Hätte sie dies nicht reden können? . . . Wäre auch zu machen; ist bei ihr auch gegangen, daß sie freigelassen worden. Vielleicht redete sie dann auch anders mit ihm, wenn er mit dem Schwerte der Eigenfreien klappern und rasseln und noch ein etliche Pfunde guten Geldes darüber auf den Tisch werfen könnte. . . Könnte also von der Seite angegangen werden, und morgen gleich wollte er wegen des Freikaufes aufs Amt . . .

So sann er zwischen immer neu aufwallendem Merger und zeitweiligem Nachschneuben des Weges dahin, und so plante er die halbe Nacht, und in der Frühe machte er sich auf den Weg zum Schlosse hinauf und ins Amt. Zu aller Vorjorge schon tat er hübsch ein etliche Pfund Geldes in den Beutel. Bis vor die Türe der Amtsstube wählte er sich schon halb und halb

eigenfrei, doch an der Schwelle verließen ihn wie jeden anderen Hörigen Selbstgefühl und Selbstvertrauen

„Ein Gebitt hätte ich, wenn . . . es verstattet wäre . . .“ stotterte er den Justiziar an.

„Was?“

„Ich bin der Metzger Panosch vom Dorfe unten, bin ledig und unbeweibt . . . und . . . möchte . . .“

„Also einen Heiratswillen?“

„Nein, das gerade nicht. Wohl möchte ich . . . könnte ich ins Münnische hinaufheiraten, aber . . . die lassen keinen Hörigen ein. So täte ich recht schön bitten um die . . . um . . . einen Freibrief . . . Was recht ist, zahle ich gerne . . .“

Der Justiziar kratzte sich hinter den Ohren und räusperte sich etliche Male. „Ist Sache des Freiherrn. Frage wieder einmal nach! Heute ist er nicht da, und ich werde ihm die Angelegenheit vorbringen.“

„Ich zahle Euch ein schönes Geld, wenn Ihr mir dazu verhelpet,“ versprach der Metzger in Händlerweise. Doch gleich darauf fuhr der Justiziar schon auf wie von einer Hornis gestochen.

„Wir? Wir etwas zahlen wollen?“ schrie er ihn gellend an. „Hinaus!“

Wie unter einem Peitschenhiebe zuckte der grobschlächtige und grobjuhliche Mensch zusammen. Der Justiziar, der oberste nach dem Herren! Da . . . schien er schon wieder zu ungeschickt ins Geschirr gefahren zu sein und . . . alles verdorben zu haben

„Ich . . . ich . . . habe es ja nicht unrecht gemeint. Und die . . . Hüterfriedel . . .“

„Hinaus!“

„Ist eine Hexe. Alles Vieh sollte ihm verrecken . . . hat sie gesagt,“ beschuldigte er nun in einem jähen Gemische von Enttäuschung und Rachefinnen. Doch als der Amtsgewaltige nach dem Stecken langte, sprang er jählings der Türe zu und davon.

Nichts, wieder nichts. Weder dieses, noch jenes. Oh mächtige Wut lohete auf in ihm, und da sie gegen die Schloßseite hin keinen Ausgang fand, züngelte sie nach einer anderen Seite . . .

III.

Den selben Nachmittag rückte der Pfarrer Prokopides dem Freiherrn auf die Stube. Ein Weilchen redete er von außen herum über Wahn und Aberglauben und über die Schlechtigkeit der Menschheit, und dann kam er allmählig auf . . . ein Exempel solcher Schlechtigkeit zu sprechen. Diese Hüterfriedel zum Beispiel. Freilich wäre sie eine Deutsche, und diese Deutschen wären allesamt dem Leibhaftigen Dunner zu schlecht; aber das hätte er doch nie verhoffet von ihr, daß sie einer leidigen Heirat wegen dem in

Böhmen allein berechtigten utraquistischen Glauben abschwören würde. Hätte es aber getan. Und wer solches über sich brächte, wäre zu allem anderen Bösen und Schlechten auch fähig. Gerade vorhin wäre der Metzger Panosch bei ihm gewesen. Es würde ja schon überall geredet und gemunkelt, daß lediglich sie, die Friedel, es wäre, die jötane Viehpest verursacht, weil im ganzen Umbezirke niemand derartige Künste verstünde, und der Metzger hätte nun einen Umstand vorgebracht, der einem Beweise gleiche. Schon damals, als ihre Freilassung nicht sogleich von statten gegangen, hätte sie gewünscht, alles Vieh sollte ihm, dem Freiherrn, verenden, das Genick sollte er sich brechen und so weiter. Der Metzger wäre selbes Mal in der Kuchel gewesen, als sie diese Lasterreden getan, und es wäre demnach kein Zweifel mehr . . .

„Unsinn!“ knurrte Herr Heinrich halb geärgert ob des Barrers Rede, halb schon angestekt vom selben Verdachte. „Hexen! Hexerei!“

„Gibt es, Euer Gnaden,“ beharrte der Pfarrer. „Zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Schon die Heilige Schrift berichtet von Hexen und Zauberern, die man nicht leben lassen sollte, auch die griechischen Texte erzählen von solchen Unholden, und Homer nennt so ein Teufelsweib sogar mit Namen: Circe. Der Papst hat eine Bulle erlassen wider diese Bösewichter, und auch die Gesetze verurteilen sie und ihr schändlich Treiben. Lauter Beweise, daß es solche Menschen gibt. Daher . . .“

„Das wäre denn doch . . .“ entrüstete sich Herr Heinrich in wachsendem Verdachte.

„Den Prozeß machen!“ riet Herr Prokopides kurzweg. „Die Hexen sollst du nicht leben lassen, steht im Buche Exodi. In Deutschland, wo sie natürlich deren genug haben, bekennt man sich nicht lange und macht so eine Unholdin unschädlich. Sie wird gefangen gesetzt, verhört und nach dem Geständnisse verbrannt. In manchen Orten sollen Jahres über Duzende, ja selbst Hunderte solcher Unweiber verbrannt werden.“

Herr Heinrich gruselte trotz allem Verdachte und aller Entrüstung beinahe vor solchem Räte. Doch der Aerger gewann die Ueberhand. Wenn sie den bösen Wunsch wirklich getan und Guttat nicht anders zu lohnen gewußt wie mit solchem Schadenstiften, gehörte ihr wirklich nicht mehr. „Kommt mit in die Amtsstube!“ forderte er darauf. „Dort klagt! Man wird ja hören, was der Justiziar dazu sagt.“

„Auch ein Deutscher und ein . . . ein Ungläuber.“

„Er steht in meinen Diensten . . .“

So gingen sie denn all beide in die Amtsstube, und Herr Prokopides klagte wider die Abtrünnige, die Hezerin und die Hexe.

Der Justiziar hörte die Klage an und schupfte geringschäßig die Schultern.

„Vermutungen aber keine Beweise, kein Erwischen in flagranti. Lediglich Vermutungen nach leerem Gerede.“

„Ich klage,“ bestand der Pfarrer.

„Gut. Aber ich erinnere gleich, daß es im Gesetz heißt: Niemand soll auf einiger Anzeigung, Argwohn oder Verdacht zu peinlicher Strafe verurteilt werden, denn er gestände seine Missetat selber . . . Wer kommt für Schand und Schaden auf, wenn nichts bewiesen werden kann, was auch wohl sein wird? . . . Ihr?“ lachte er gleich darauf dem Pfarrer ganz eigenartig ins Gesicht, als sich dieser erboten. „Möcht wissen . . .“

„Dann komme ich auf,“ trüßte Herr Heinrich in immer höher krabbelndem Aerger. „Es muß sich herausstellen, was daran ist, und es muß Ruhe werden auf dem Dominium.“

Also nahm der Justiziar die Klage auf, und als die zwei Kläger fort waren, beruhigte er den bis in die Knochen erschauernden und bemitleidenden Schreiber.

„Wird nicht viel daraus werden. Erstlich haben wir sie nicht, und nachher sind das lauter leere Mutmaßungen und Reden. Möcht wissen, wie man Beweise aufbringen könnte gegen . . . Hexerei.“

„Merkt auf, der Pfarrer läßt nicht locker!“

„Ist er denn so ein . . . unguter Gesell?“

„Kann sein! Wer den nicht kennt! Wäret Ihr nicht der Justiziar, als Altgläuber und Deutscher hättet auch Ihr nichts zu lachen.“

Der Justiziar legte die Anklageschrift in einen Schriftenkasten und vermeinte, sie läge dorten so ruhig wie im Grabe. Im Künischen oben durften sie, die Wilhartiger, niemanden ausheben, und wenn das Leut nicht herunterging . . .

Ein paar Tage noch sann und ärgerte er sich über die Sache, und dann vergaß er mähtig darauf.

Nicht so aber Herr Protopides und Magister Hajek. Diese lagen Herr Heinrich alle Daumlang an, was es wäre, und ob in der Hexensache denn nichts geschehen wollte, und auch den langen Beit, den Amtschergen, drängte bald der eine, bald der andere, zu trachten, daß er dieses Hexenweibes alsbald habhaft werden könnte. Der hatte wohl keinen Auftrag vom Amte, doch wußte er um die Klage und wollte wie allerwegen dienstfertig sein.

Doch Woche um Woche verging, und es gab sich keine Gelegenheit.

Da starb einmal des hinkenden Mathes, des Schusters, Mutter. Die Friedel erfuhr darum und ging zur Leiche, weil man weitschichtig in der Verwandtschaft war. Kam aber nicht bis ins Haus des Schusters. Schon auf dem Dorfsplatz ging sie der lange Beit an, mit ins Schloß zu kommen. Arglos folgte sie, und selbst in der Amtsstube schlich sie noch kein Verdacht und Argwohn an. Gürg Hasenkopf aber wurde so

sah wie Wachs, als er das Leut über die Türschwelle kommen sah. Jetzt . . . hatte man sie richtig schon da, und jetzt . . .

Der Justiziar war nicht im Amte, und bis der lange Beit ihn suchen ging, raunte er dem Weiberleute versthörens zu. „Sie sind alle wider dich; aber der Justiziar ist gerecht. Nur nichts Unnötiges sagen und auf jedes Wort achten! Nichts eingestehen! Sie werden dir nichts anhaben können.“

„Aber was sollte ich denn . . . eingestehen?“

„Ich weiß nicht . . . ich kann dir nicht mehr sagen . . .“

Nun wurde ihr doch mähtig angst und bange. Siedehitze begann ihren Körper zu durchströmen, der Schweiß drängte ihr auf Stirn und Wangen, und die seltsamsten Vermutungen wirbelten immer toller und toller durch ihren Kopf. Die langen Augenblicke wuchsen zu Stunden und zu . . . halben Ewigkeiten, und die fiebernde Ungewißheit krabbelte in ihr wie ein Haufen beißender und nagender Ameisen.

Dann kam einmal der Scherge wieder und winkte ihr. „Komm!“

Es ging . . . in den Turm . . .

*

Des andern Tages polterte in aller Herrgottsfrühe der Schmied Jasper, der Innmann im Brandtnerhose, mit schweren, holzbesohlten Stiefeln in die Amtsstube. Ohne Gruß und Wunsch wie ein stößiger Waldstier.

Die Bäurin wäre gestern nimmer heimgelommen vom Leichgange, und da er auf die Suche gegangen, hätte er im Dorfe unten erfahren, was gestern vorgegangen, und wessen man das Leut beschuldigt . . . Das wäre vielleicht der Dank dafür, daß sie dem Freiherrn wider die Viehpest geholfen. Psui Teufel!

Doch der Beit packte ihn mit seiner Bärenpranke und drängte ihn kurzerhand aus der Amtsstube und aus dem Schlosse.

Um halben Vormittag kamen die Ankläger und Zeugen in die Amtsstube: Herr Heinrich, der Pfarrer, der Magister und der Metzger. Auch den Dorfrichter Jan Wisklik hatte man mit.

Dann führte der Beit die Inculpantin herbei. Der Justiziar klaubte schier kramphast unter allerlei Schriften und Papieren am Tische herum und klopfte endlich mit dem Gerichtsstabe auf die Tischplatte. „Das Gericht ist eröffnet, und wer zu klagen hat, der klage!“

Der Pfarrer brachte seine Anklage vor: Abtrünnige, Ketzerin, Heze und so weiter.

„Das ist nicht wahr!“ schrie die Friedel wie beinahe am Leben getroffen auf, und wie hilfeheischend wandte sich ihr verstört und verweinet Gesicht gegen den Justiziar. „Das ist eine Lug.“ „Tritt vor den Tisch und rede!“ forderte der, als der Pfarrer geendet. „Sage nichts wie die

reine, lautere Wahrheit und wie alles gewesen ist und noch ist! Es wird dir kein Unrecht geschehen, so du selber keines begangen!"

Verächtelt und verstört tappte sie zum Tische vor; doch sie fand in ihrer harten Not nicht gleich Wort und Reden.

"Was ist's mit der Ketzerei?"

"Herr, ich bin allerwegen eine Christin gewesen, wie mich meine Eltern aufgezogen haben. Ich habe das Abendmahl genommen in beiden Gestalten, und erst wie ich ins Künische hinaufgeheiratet habe, und weil es dort so eingeführt ist, habe ich nur das Brot genommen."

"Da sagt sie es ja selber," lachte der Pfarrer hart auf.

"Deswegen ist sie noch lange keine Ketherin," erinnerte der Justiziar. "Bis zu Hussens Zeiten hat man überall das Abendmahl nur in Gestalt des Brotes genommen. Wenn man also von Ketzerei reden wollte, müßte man anders sagen... Hast du jemanden vorzüglich Schaden gestiftet?"

"Nein, Herr!" Mein Vater hat jedem geholfen und keinem geschadet, und so habe ich es von ihm gelernt. Ich hätte auch nie Ursache gehabt..."

"Das meine ich wohl auch," prustete Herr Heinrich in seinem Aerger heraus. "Ohne einen Pfennig Entgelt habe ich sie freigelassen und dafür hat sie mir die Viehpest in den Stall gewünscht."

"Das ist nicht wahr, Herr."

"Selbst der Rat war ein Zauberstück," betätigte Magister Hajek. "Mit Salz und Essig die pestilentiam pecorum vertreiben! Einfach lächerlich."

"Mein Vater hat immer gesagt, das wäre das beste Mittel."

"Hat auch geholfen und Nutzen gestiftet. Das ist ja zugegeben worden." So der Justiziar.

"Mit Beihilfe des Teufels," ergänzte der Pfarrer. "Solches wird die Maleszyperson nicht freiwillig und ohne Zwang eingestehen, wenn wir eine Woche lang fragen."

"Solches ist aber auch nicht zu beweisen. Oder... kann das etwer?"

"Ich," meldete sich der Metzger und stolperte ein paar Schritte vor. "Mich hat sie behext, daß ich ganz von Sinnen gekommen bin und... und..."

"Nein, Herr." Und sie erzählte nun, wie der Mensch zu ihr gekommen, mit ihr umgegangen, und wie sie ihn abgefertigt, um sich seiner zu erwehren."

"Schandkerl!" schrie nun der Justiziar in aufwallendem Aerger den Metzger an, in dessen Gesicht nachjucht, Schadenfreude und einige Verlegenheit nur so waberten und zuckten. "Und da schämst du dich nicht und willst noch als... Meinzuge auftreten wider das Leut... Weil! Zu den Turm!"

Der Scherge packte den Kerl gewohnheits-

mäßig wie einen widerborstigen Ochsen am Arme und schubte ihn ohne Rede oder Aufforderung zur Türe hinaus.

Dem Pfarrer trieb der wachsende Aerger den Schweiß auf die Stirn, und der Magister begann beinahe zu fiebern. Wie es den Anschein kriegte, konnte man diesem Gegenbesen trotz aller Anwürfe gar nichts Erhebliches anhaben, und der Justiziar würde die Klage abweisen.

Jan Miskit, der Dorfrichter, wollte sein Lichtlein leuchten lassen und einem Ende zudrängen. Daheim hatte er zum Backen hergerichtet, und hier ging nichts weiter.

"Ich meine halt so: entweder gesteht sie oder sie gesteht nicht. Daß wir zu einem Ende kommen, sonst läuft mir der Urteig aus dem Trog."

"Also, willst du gestehen oder nicht gestehen?" Aus der Rede des Justiziar's klang der ledige Spott

"Das ist ein Narrenspiel!" braute Herr Heinrich auf und wurde blutrot im Gesichte. Gestehen oder nicht gestehen wollen! Sie muß gestehen. Mir hat sie so und so viel Schaden zugefügt."

"Muß gestehen!" ipötelte der Justiziar, und auch ihm schoß das Blut zu Kopfe.

"Sie muß peinlich befragt werden!" schrie der Pfarrer. "Sie ist eine Ketherin und eine Hege, und es muß die peinliche Frage gestellt werden."

Ein paar Augenblicke schaute der Justiziar völlig unschlüssig vor sich hin. Mensch, Beamter, Herrendiener und Richter kamen sich in die Haare. Sollte er so oder so?...

"Ich erinnere nochmals, was im Gesetze von wegen der Schadenshaltung steht," erinnerte er.

"Ich als Richter weise solches von mir."

"Ich komme auf," trumpfte Herr Heinrich.

"Gut, Gürg, schreibe das auf!"

Doch der konnte nimmer schreiben. Der Schrecken saß ihm in Mark und Beine und rüttelte und schüttelte ihn, daß schier die Knochen klapperten...

Im Wilhartiger Schlosse war, wie allenthalben, wo ein Halsgericht bestand, auch eine Folterkammer für arg verstockte Sünder und als Abscheu für solche, die es werden könnten. Doch kein Mensch um und um gedachte einer Zeit, wo sie gebraucht worden wäre. Nun auf einmal öffnete sich knarrend und kreischend deren Türe, und ein modriger Geruch schlug jedem atemverhaltend entgegen.

Mit dem Gerichtsstabe in der Hand und finsternen, stahlharten Geschaues schritt der Justiziar über die Schwelle. Ihm folgten Herr Heinrich, Herr Prokopides und der Magister, und hintendrein drängte der Scherge die arme Sünderin. Zuletzt schloß der Schreiber nach.

"Ich ermahne dich nochmals: sage nichts mehr und nichts weniger als die reine Wahrheit!"

redete der Justiziar dieser zu. „Ueberdenke jedes Wort! Es wird dir kein Unrecht geschehen, wenn du keines solchen schuldig bist.“

Die Friedel schauderte am ganzen Körper, als stünde sie im grimmigsten Winter unter stürzenden, eiskalten Wassern. Die Ungewißheit malte ihr die gräßlichsten Martern vor, und sie wählte den Tod schon aus jedem Winkel grinsen zu sehen.

„Ich sage ja ohnehin nichts, wie die ledige Wahrheit,“ beteuerte sie. „Warum glaubt man mir nicht? Warum den andern? Warum will man mich sogar peinigen? Dafür, daß... ich dem Herrn die Viehpest vertrieben habe?“

Herr Heinrich zuckte betroffen zusammen.

„Solchen Dankes muß eins von Herren immer gewärtig sein. Ein andermal laß verenden, so viel verenden will!“ So der Justiziar.

„Justiziar!“

„Ist nicht anders. Der Magister ist nicht angeklagt, weil er in seiner Unwissenheit nicht hat helfen können. Hätte auch die Futulpantin nicht geholfen, stünde sie nicht hier in der Folterkammer. Das ist Herrendant.“ Mit Absicht preßte er diese Anklagen heraus, um diese Leute vielleicht noch im letzten Augenblicke von ihrem grausamen Vorhaben abzubringen.

Herrn Heinrich packte die Rede auch dorten, wohin sie gezielt war. Mit einem Geheiß, das sich Hütfinder und Grobsäcke geben, wendete er sich herum und der Türe zu.

„Ich pfeife darauf. Ich habe sie nicht angeschuldigt und nicht angeklagt, und was ich Schaden habe... Ich pfeife drauf. Und mit solcher Rede darf mir keiner kommen. Auch ihr nicht.“ Dann kehrte er sich ab und verließ wie ein Sieger die Folterkammer.

„Sie ist eine Kegerin,“ beharrte der Pfarrer steinhart.

„Um meine Ehre geht es, um das Ansehen der Wissenschaft,“ zischte Magister Hajek und sieberte gerade wie das Binglein eines gereizten Ratterngewürms. Der Hieb des Justiziars hatte ihn bis auf den Grund seines Dünkels und seiner Verdienstgier getroffen, und da er diesem nicht ans Koller konnte, sollte es diese arme... Heze büßen, die eigentlich an allem schuld war.

„Sie soll peinlich befragt werden.“ So der Pfarrer wieder.

So wurde sie also peinlich befragt. Es wurden ihr die Daumenschrauben angelegt, aber sie schrie es immer und immer wieder grimm- und schmerzklirrend heraus... „Es ist nicht anders, wie ich sage. Ich habe niemandem geschadet.“

„Sie soll auf der Folter bekennen. Die Verstockung der Kekerin steckt schon so tief in ihr, daß eine Kleinigkeit gar nimmer angreift.“

Der Scherge zerrte nun die vor Schmerz am ganzen Leibe wie ein Epenblättlein Bitternde und wie ein kleines Kind Schreiende zur Folter,

riß ihr das Gewand vom Leibe und spannte sie auf die Folter.

Wie eine Steinsäule stand der Justiziar und verwünschte die Stunde, da ihm eingefallen, die Rechte zu studieren. Nur in seinem wachsfahlen Gesichte zuckte und riß es wie der helle Krampf, und der Gerichtsstab in seiner Hand



Es wurden ihr die Daumenschrauben angelegt.

schwanke und zitterte wie ein schwankees Birkenrüttlein im Winde.

Auf einmal wurde Gürg Hajentopf ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden.

„Also stellet die peinliche Frage!“ drängte der Pfarrer.

„Fraget, was ihr wollt!“ stellte der Justiziar trotzig frei. „Was ich zu fragen habe, werde ich ungeheißer tun.“

Also ging das Fragen los... Ob sie gezwungenermaßen oder aus freien Stücken dem wahren, böhmischen Kelcherglauben entsagt und abgeschworen? Ob sie sich dem Bösen verschrieben mit Leib und Seele? Ob ihr der Teufel zu jeglichem bösen Werke zu Hilfe und Beistand sein müßte...?

Gellend und mit schmerzfebernder Stimme schrie sie es ein um das andere Mal hinaus... Nein, sie wäre eine Christin, wie sie ihre Eltern erzogen, sie wußte nichts vom bösen Feinde und wollte keinem Menschen schaden.

Der Scherge spannte die Folter straffer und straffer... Nein und immer nein... Die Stimme wurde matter, und das Schmerzwimmern erstickte allmählich die Rede. Ueberlings einmal aber schrie sie klirrend und gellend auf.

„Um Gottes willen: ich bitte euch, bringt mich um! Ich sage ja alles... ich habe ja alles

getan und verschuldet . . . der Teufel . . . das Vieh . . . alles. Bringt mich um! Bringt mich um!"

"Also!" wandte sich Herr Protokides triumphierend an den Justiziar, dem schier jeder Tropfen Blutes aus den fest aufeinandergekniffenen Lippen gewichen. "Jetzt ist es heraußen. Die Folter macht die zähesten Teufelsbraten mürrbe."

Dem Justiziar stockte für einige Augenblicke jeglicher Herzschlag. . . . Alle Hoffnung weg und dahin. Alles verloren. Sie gesteht selber, gesteht. . . . Aber wie?

Beinahe so gellend und kirrend wie die Selbstbeschuldigung des armen Wesens schritt diese Frage durch sein völlig gelähmtes Sinnen und rüttelte und riß alle Gedanken zum letzten Kraftaufwande empor. . . . Aber wie? Unter dem Zwange der unerträglichen Marter. Ein per nefas erpresstes Geständnis, ein . . . Er wußte kaum mehr, was noch alles durch sein Sinnen drängte.

Ein jäher Ruck, ein Sprung nach vorne, und er stieß den Pfarrer zurück und schrie den Schergen mit fast überschnappender Stimme an.

"Nachlassen! Sofort! Wird sich gleich weisen. . . ."

Und dann wandte er sich an die arme Sünderin. "Hast du den Pfarrer zum Vetter? Kannst du einen Ochsen in einen Magister verzaubern? . . . Den größten Unsinn, der ihm augenblicklich einfiel, prüftete und schrie er heraus.

"Ich bitte euch: bringt mich um!" röchelte das arme Wesen fast schon im Todeskampfe. "Es ist ja alles wahr. Vetter . . . Teufels Großmutter . . . Dohse. . . ."

"Abspannen!" brüllte er den Schergen an wie ein wild werdender Stier, und da dieser nicht hurtig genug zugriff, schwang er schon den Gerichtsstab zum Schläge.

"Also!" knirchte und höhnte er gleich darauf den beiden Anklägern zu. "Dieserweise werden die Teufelsbraten mürrbe. . . . Seid Ihr der Inkulpantin Vetter oder gar des Teufels Großmutter? Ist der Magister Hajek ein verzauberter Dohse? . . ."

"Sie hat gestanden. . . ."

Ein Zeitlein nachher schlug in der Amtsstube der Gerichtsstab klatschend auf die Tischplatte. Wie eine Säule stand der Justiziar am Tische.

"Vorläufige Sentenz in peinlicher Halsgerichtssache. . . . Dieweil die Inkulpantin bei vollem Verstande keine Schuld eingestanden, dieweil auch kein Zeuge in unzweifelbarer Weise ihre Schuld erwiesen, dieweil ferner ad absurdum erwiesen worden, welchen Wert ein durch Martern erpresstes Geständnis für einen gerechten Spruch haben kann, und dieweil endlich und hauptsächlich von vielen Rechts- und andern Gelehr-

ten überhaupt Hexerei und Teufelswerk geleugnet werden, wird der Rechtspruch bis zur Erlangung eines wissenschaftlichen Gutachtens sistiert."

Darob war alles elendiglich enttäuscht, und Herr Heinrich verbarg diese Enttäuschung nicht einmal.

"Von Rechts wegen," bekräftigte der Justiziar den Spruch und schlug mit dem Gerichtsstabe mit aller Wucht auf den Tisch.

"Von wo das Gutachten?" schnaubte der Pfarrer.

"Von der Universität."

"Die Klementina ist . . . keine Landeschule und . . . selber ein Ketzernetz."

"Gut; also von der Carolina. Es werden ja wohl dort auch nicht lauter Narren sitzen. . . ."

Jakub, der Leibknecht des Freiherrn, war aus der Prager Stadt zurückgekommen, hatte den wegmüden Gaul in den Stall gebracht und das Schreiben, das man ihm dort und auf der hohen Schule mitgegeben, gleich in die Amtsstube getragen.

In des Justiziars Gesichte wechselte die Farbe ein etliche Male rasch hintereinander, und die beinahe fieberzitternde Hand langte zögernd nach dem Briefe. . . . Das große Verschlussiegel war unverleßt und richtig. Mit unsicherem Griffe langte er nach der Schere. Gürg Hasenkopf starrte mit beinahe aus dem Kopfe quellenden Augen nach dem Justiziar und dem Briefe in dessen Hand. Was . . . mochte wohl darin stehen?

Der schwere Atem des Justiziars schnitt durch die Totenstille der großen Amtsstube. " . . . Es gab und gibt jederzeit böse Leute, die in ihrer Verblendung und Bosheit sich dem Teufel verbunden, um anderen Schaden zu können, um Pesten zu verursachen oder verheerende Unwetter, Mäuseplagen oder schädliche Liebestränke. Ob solchen Teufelbündnissen erhalten diese Bösewichter ein Zeichen aufgedrückt, das Teufelszeichen oder Stigma. Daraufhin wird nun die Inkulpantin zu untersuchen sein und nach Besund dessen Rechtens zu handeln. . . ."

Das Gutachten trug die Unterschrift des Rectors magnificus sowie einiger Hochschullehrer, die einen Ruf im Lande genossen, und auch das Siegel der Universität.¹⁾

Das Blatt fiel auf die Tischplatte nieder, und der Justiziar starrte beinahe hilflos ins Leere hinaus wie ein kleiner Bub, dessen tappender Hand ein bunter Falter entglitten.

"Was . . . schreiben sie?" frug der Amtsschreiber zagfurchtend herüber.

"Narren sind sie, geschlagene Narren," prüftete der Justiziar nun heraus wie jählings aus dem Traumschlummer geweckt.

¹⁾ Ein solches Gutachten ist historisch und bezeichnend für die damalige Zeit.

Mehr erfuhr der gute Gürg nicht; aber das weckte die schlimmsten Befürchtungen. Wenn die Prager Herren richtig geschrieben, würden sie wohl keine Narren gescholten werden. . . .

4.

Des Schergen schwere, ungelente Schritte poltern die Stiege in das Turmloch nieder. Dann kreischte und schrillte der Schlüssel im rostigen Gesperre der eisenbeschlagenen Türe, und diese drehte sich knarrend in den Angeln.

„Komm!“

Die Hände und Füße fesselnden Ringe und Ketten begannen zu klirren, und ein Zeitlein nachher wankte die Friedel aus dem Duster hervor und dem Schergen nach zum taglichtdurchfluteten Gange. . . . Jetzt mochte die Stunde anbrechen, wo ein Ende herging, so oder so

„Zu deinem Schutz und Schirm, o Herr. . .“
lispelte sie halblaut vor sich hin, kam aber nicht weiter mit Gedanken und Gebitte.

Klirrend und rasselnd schleiften die Ketten über die Steinflesien des Ganges und über die Schwelle der Amtsstube.

Dort standen schon in halblautem Geräusch alle bis auf den Metzger, die zur Stelle waren, als die Anklage erhoben worden. Nur Herr Heinrich saß weitab von allen in einer Fenster-Nische, und der Justiziar fehlte noch.

Der hatte die ganze Nacht über kein Bett berührt und kein Auge geschlossen, hatte gesonnen und gehadert mit allem, was ihm in den Sinn gekommen, bis er endlich wie ein in den Wildnissen Verirrter ein gangbares Gestapfe gefunden, das aus dieser Qual führte. Richter und Mensch waren in ihm in Fehde gelegen, Pflicht und Mitleid. . . . Der Mensch urteilt mit Menschenverstand und läßt das Mitleid mit zu Rate sitzen, der Richter, der Eid und Schwur getan, steckt in dem stahlharten Panzer des Gesetzes und der selbst übernommenen Pflicht, und schlägt jedes Für mit einem Wider. . . . Dieser Prozeß zu Ende und auch sein Amt- und Herrendienst verrichtet! Lieber mit wunden, blutender Händen Steine klopfen, oder sich mit Art und Haue die Haut von den Händen arbeiten, aber nach des Tages Mühen mit ruhigem Gewissen zur Rüste gehen können, als . . . weiterhin so einen Dienst verrichten, in dem er einem blutigierigen, gehuften Hunde gleichen muß, in dem er der . . . Scherge unergründlicher Dummheit und Bosheit sein soll. . . .

Endlich einmal hallten sein Schritte durch den Gang daher

Wie aus Stein und Stahl gemeißelt war jeder Zug in seinem übernächtig blassen Gesichte, und nicht einmal Herrn Heinrich nickte er einen Gruß zu. Mit mühsam erzwungener Ruhe legte er einige Schriften zurecht und hin und wider, und ohne sich vorher noch zu setzen, holte er

den Gerichtsstab aus der Truhe und schlug damit dreimal auf den Tisch. Das Gericht war eröffnet.

Begungslos wie ein Baumstumpfen stand er, den in des Reiches Farben umflochtenen Stab frampfhaft umklammert.

Totenstille füllte die Amtsstube. Jetzt mußte das unbengsame Urteil fallen. . . . Da übermannte die Aufregung den Schreiber, und beinahe klappernd fiel er vom Stuhle.

Der Friedel entrang sich ein halblauter Aufschrei, doch gleich darauf nahm der Scherge das Männchen wie einen Flederwisch unter den Arm und trug es hinaus. Als er wieder zurückkam, befahl der Justiziar: „Ketten ab! Aus der Amtsstube ist jede Flucht unmöglich.“

Schier widerwillig gehorchte der Hüne, doch die arme Sünderin faltete unwillkürlich die nun wieder einmal freien Hände wie zum Gebete, und ein unsäglich dankbarer Blick traf den Justiziar.

Der Gerichtsstab schlug abermal auf den Tisch.

„Endgültige Sentenz. . . Nach Erwägung aller Umstände ist das hiesige Patrimonialgericht der Herrschaft Wilhartitz zu folgendem Beschlusse gelangt. . . Nach ihrer Entlassung aus der Hörigkeit ist die Infulpantin eine Freie geworden, und nach ihrer Heirat hat sie die Zuständigkeit im Gebiete der königlich Waldhwozder Freigerichte erlangt. Sie ist also eine eigenfreie Künische und untersteht, so sie nicht in flagranti einer Meintat überwiesen ist, in allen zivilen und judiziellen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit dieser Freigerichte. Daher ist das hiesige Gericht nicht zuständig, über sie und zumal in dieser Sache zu richten, und aus dieser Ursach' ist sie ohne Verzug dem Obergerichtsamte der königlichen Freigerichte zu unterstellen. . . .“

„Das . . . habt Ihr nicht früher gewußt?“
brauste Herr Heinrich nun auf, und seine Hände ballten sich zu Fäusten.

„Nein. . . Auch ist Herr Heinrich Planitz, Freiherr von Seeberg, gehalten, im Falle eines dortigen Freispruches der Infulpantin Ersatz zu leisten für Schande und Schaden, wie er solches aus freien Stücken übernommen. . . Das alles von Rechts wegen.“

Mehr wie kräftig führte er den Schlag mit dem Gerichtsstabe wider die Tischplatte, der die Rechtlichkeit und die Gültigkeit der Entscheidung bekräftigen sollte.

Die arme Sünderin schaute und starcte mit weitaufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde, und die Aufregung schüttelte ihren Körper wie der ledige Fieberfrost. Doch in ihrem Herzen begann sich die Hoffnung wieder zu regen und aufzuglimmen wie die Blut in einem schier erkalteten Aschenhaufen, wenn der Wind dareinjährt. Sie war wohl nicht imstande, sich das Gehörte im Augenblicke zurechtzureimen,

aber sie hörte nichts von Schuld, Vergehen und Strafe. Sie vernahm sogar das Wort Freispruch wie eitel Engelsgefang aus Himmels Höhen. Um ihren Mund begann es zu zucken, doch kein Wort fand den Weg über die Lippen.

Herr Prokopides wurde so rot wie ein Hahnenkamm, und sein Mund schnappte einige Male, als wollte er etwas sagen, das nicht herauswollte. Der Magister Hajel aber prustete ein paar Schnaufheraus und begann mit seinen Armen herumzufuchteln.

„Ein Schandpruch!“ pfauchte er endlich in überwältigendem Grimmwüten. „Zeugen, Beweise, ein eigen Geständnis und . . . w . . . Pfini Teuzel!“ Und er spuckte dem Justiziar knapp vor die Füße.

„Weit!“ erinnerte der ganz ruhig, und ein paar Augenblicke nachher schufte der Scherge den Lasterer schon vor die Türe. Doch bald darauf gellte ein brüllend Schmerzgeheule durch den Gang. Bei dem Falle hatte der Mensch den Fuß gebrochen.

Ein etliche hasteten hinaus, und bald darauf kam der Scherge wieder herein.

„Du, geh' her da und richte ihm die Haxe ein!“ forderte er kurzweg von der Friedel.

„Nicht unterstehen!“ verbot der Justiziar. „Weil du ihnen geholfen hast, haben sie dich angeklagt, jetzt hätten sie etwa gleich wieder eine Ursach. . .“

„Bin . . . ich freigesprochen, Herr?“ fragte die mit zagfurchtiger und doch schon freudebebender Stimme. Ich . . . ich habe nicht alles verstanden in meiner harten Not.“

„Von hier aus gibt es nichts mehr. Du wirst nun zu eurem Oberrichter geführt, und wie der es hält, ist seine Sache. Er kann dich gleich frei lassen, oder. . .“

„Vergelt' es Euch Gott Euer ganzes Leben lang und in der Sterbestunde!“ atmete und seufzte sie nun auf wie aller Not und Heimsuchung frei und ledig. . . Von hier aus gab es nichts mehr, sagte er, und von den Klümpchen hatte sie nichts zu fürchten. Die waren nicht so . . . unmenschlich. . .

Der Justiziar schlug gerade das Amtssiegel neben seine Unterschrift und unter die paar Zeilen, die er als Geleitschreiben an das Oberrichteramt der Klümpchen Freigerichte ausgefertigt, als Herr Heinrich wieder in die Amtsstube kam und sich zornroten Gesichts vor den Tisch hinstellte.

„Einen schlimmeren Streich hättet Ihr mir nicht entgegenhauen können,“ fing er zu poltern an. „Jetzt auf einmal hätten wir nichts zu sagen in der Sache, jetzt, wo ich um das Gutachten habe schicken müssen, wo alles in Aufruhr und Gerede ist um und um, und wo . . . wo. . .“

Ruhig faltete der Justiziar die Schrift zusammen und verschloß sie.

„Es wird wohl kaum einen geben, dem im Augenblicke alles einfällt. Uebrigens hättet Ihr besser wissen sollen, in welchen Rechtsverhältnissen Ihr mit Euren Nachbarn steht. Ich habe noch nichts zu tun gehabt mit diesen gottverfluchten Herzensgeschichten und ich will auch weiterhin nichts mehr zu tun haben. In vierzehn Tagen trete ich aus Euren Diensten.“

Wie einen Narren starrte Herr Heinrich nun den Menschen an. „Seid jetzt Ihr vom . . . Dunner bejessen?“

„Kann sein und auch nicht. Aber ich habe genug von so einem Dienste. Ich soll Justiziar sein und Richter, soll nach Recht und Gerechtem urteilen, und Ihr stellt Euch schützend vor solche Ankläger hin und nehmet noch Kosten und Gemüthung auf Euch, um eine Verurteilung zu erzwingen. Wenn mir da nicht im letzten Augenblick noch. . .“

„Ihr geht nicht!“ herrschte Herr Heinrich. „Begen so einer . . . Dummheit nicht. Verstanden? Ich habe nichts gehört von solcher Kündigung, und. . . Mit diesen bißigen Gesellen werde ich aufräumen, ich. Verstanden? —“

Der Justiziar aber packte die Papiere zusammen, sperrte sie in den Schriftenkasten, trug nachher das Geleitschreiben in des Schergen Stube und stapfte mit derbem Wanderstecken zum Schlosse hinaus und den Waldbergen zu.

Höher und höher stieg die Sonne und bald trieb es ihm das Wams vom Leibe und über die Schultern. Um vieles leichter wurde ihm zumute, als er die Türe des Wilhartiger Schlosses nimmer sah, und sogar des alten Horaz trefflicher Weisheitspruch fiel ihm ungedankts wieder ein: *beatus ille, qui procul negotiis. . . glücklich, der fern von Geschäften. . .* Hätte der Alte erst um solche . . . Geschäfte gewußt!

Weit oben in den Waldbergen fragte er einmal, wo der Weg zum Oberrichter Poschinger im Seewiesener Freigerichte führte, und daselbe mußte er noch etliche Male fragen. Als er jedoch wieder einmal einen großen, breit-schulterigen Wildbart fragte, der vor dem Stadel heraußen einen plumpen Leiterwagen zurecht-richtete, ward ihm keine Weisung mehr.

„Der Poschinger bin ich. . . Wollt Ihr mir etwas? . . . So? Dem Oberrichter wollt Ihr etwas? Nachher kommt mit in die Amtsstube!“

Als der Wildbart jedoch dorten hörte, der Fremde wäre der Wilhartiger Justiziar oder wollte dieser sein, zogen sich seine buschigen Brauen wie Dächlein über den Augen zusammen, und die Finger begannen ungestüm auf die Tischplatte zu trommeln.

„Der. . . Justiziar aus . . . diesem Räuberneste?“
„Lasset mich ausreden, und Ihr werdet mich etwa verstehen. . .“

So ließ er ihn denn reden. . . . So und so wäre es mit der Friedel Saumer gewesen und zugegangen, der und jener Missetat hatte man sie beschuldigt. Nach den bestehenden Gesetzen hätte er so und so verfahren müssen, und alles gezwungenermaßen nach eben diesen heillosen Gesetzen und dem verrückten Gutachten der Prager Hochschule einem bösen Ende zutreiben müssen, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß die Infulpantin als freie Künische eigentlich vor das Gericht der Künischen gehörte. . . .

„Und da sollten . . . wir etwa . . .?“ entrüstete sich der Wildbart, der Oberrichter Pöschinger.

„Ich habe Euch keine Belehrung zu geben und gebe Euch auch keine; aber ich glaube nicht, daß Ihr im Künischen heroben auch solche Narren seid, wie die Prager Gelehrten. Ich habe keine Schuld zu finden vermocht an dem Weiberleute, und trotzdem hätte ich nach bestehendem Gesetze . . .“

„Wäre nicht übel. Wenn ich keine Schuld finden und . . . und . . . Was geht mich ein Narrengesetz an, Herr? Da drinnen habe ich mein oberstes Gesetz.“ Und er trommelte mit der

bis zu mir, wenn Ihr . . .? Was wollt Ihr eigentlich?“

„Was ich will? Erstlich Euch klar machen und ehrlich sagen, wie alles war und ist, und nachher. . . . Ich will Euren Entschluß nicht beeinflussen und Euch keine Belehrung geben. Aber nach meinem Dafürhalten tötet Ihr am besten, wenn Ihr die Schrift, die ich von Amts und Rechts wegen habe schicken müssen, zerreißt und das Weiberleut kurzweg heimschicktet. Warum soll sie eine Hexe sein, da sie dem Freiherrn das Viehsterben aus dem Stalle vertrieben? . . .“

„Wenn Ihr eigens deswegen heraufgegangen seid, Herr, hättet Ihr Euch den Weg ersparen können. Wir haben keine Hexen und brauchen auch keine, und wir kennen keine Keger und so Zeug, weil jeder seine Haut selbst zu Markte bringen muß. Geht er fehl, kommt er ans unrechte Ziel. So sind wir Herr, und so urteilen wir auch.“

„Darf ich Euch die Hand drücken, für diese Mannesrede?“

„Nicht nötig, Herr. Wir sind eben so. Und wenn es so ist, daß die Brandtnerin zu mir geschickt wird, ist der Prozeß aus. Wie ich gesagt habe. . . .“

War auch denselben Tag noch aus.

Als der Scherge die arme Sünderin, mit samt dem Geleitschreiben zum Oberrichter Pöschinger nach Seewiesen brachte, warf der nur ein paar flüchtige Blicke in die Schrift, holte den Gerichtsstab aus der Lade und sprach gleich das Urteil.

„Wir kennen keine Keger und kennen keine Hexen. Und sonst wird nichts vorgebracht wider die Friedlinda Saumer. Also gibt es auch keinen Hexenprozeß. Die Sache ist somit aus. Und das von Rechts wegen. . . . Und das von Rechts wegen,“ wiederholte er nochmals, da er mit dem Stabe den bekräftigenden Schlag führte.

Der Scherge starrte den Wildbart völlig sprachlos an. Aber vor der Haustüre draußen spuckte er recht kräftig vor sich hin auf den Weg.

„Wäre mir auch ein Rechtspruch! Kennen keine Keger und keine Hexen, sagt er, wo sie doch selber gestanden hat! Psui Teufel!“

Drinnen aber in der Amtsstube des Oberrichters wiederholte dieser nochmals den Spruch. „Die Sache ist aus. Danke Gott, Brandtnerin, daß es sich also gewendet hat, und . . . bete einmal ein Vaterunser für den Justiziar! Ausgeisset hat dich der, muß ich dir offen weg sagen. Ein Mann, derselbe, ein Mann. . . .“

*

So entrann die Friedel mit knapper Not dem Verbrennungstode der Hexen. Im Künischen oben schimpfte man eine gute Zeitlang über die Wilhartiger und ihr Gericht; aber in Wilhartitz dachte man anders.



„Was geht mich ein Narrengesetz an,“ sagte der Wildbart. „da drinnen habe ich mein oberstes Gesetz.“

rindenbraunen, arbeitschwieligen Faust wider die breite Brust. „Das sagt mir am treuesten, was Recht ist oder Unrecht. Das Gesetz kann heute so sein und morgen anders; wie es eben dem König oder den Landständen zu Gesichte steht. Das Gewissen sagt mir allerwegen das Recht. So sind wir, Herr. Und . . . warum seid Ihr nachher von Wilhartitz heraufgegangen

Wenn sie auch keinem Menschen geschadet und jedweden geholfen, wie sie es von ihrem Vater gelernt, dem alten Hüterchristel, eine . . . Hege mochte sie doch sein. Sie hatte den Fotel, ihren Mann, betan und betört, daß er sie ins Künische hinauf und zu einem Freisassenhoje gebracht, und sie hatte den Justiziar betört, daß er ihr aus der Schlinge geholfen, trotz eigenen Eingestehens.

Bur Geschichte des Postwesens.

Eine kulturgeschichtliche Betrachtung
von Jos. Gottlieb, Frankfurt a. M.

Das gesamte internationale Postwesen hat sich erst im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer ungeahnten Höhe emporgeschwungen namentlich seit Einführung der weltumspannenden Verbreitung von Eisenbahn und Telegraph. Aber es hat bei allen Kulturmächten schon seit alters her Einrichtungen gegeben, die man als Keime, als Vorstufen dieses Zweiges modernen Verkehrswezens betrachten kann. Wie sich die Kultur entwickelte, mußte sich auch bald das Bedürfnis zeigen, Nachrichten auszutauschen, und so finden wir bei den alten Aegyptern, bei den Babyloniern, Assyriern, Persern die ersten Anfänge einer staatlichen Post.

Schon ums Jahr 2000 vor Christi Geburt bestand in Aegypten eine Botenpost, die im allgemeinen dem Zug der Handelsstraßen folgte und hauptsächlich staatliche, besonders militärische Nachrichten zu befördern hatte. Diese Boten überbrachten ursprünglich nur mündliche Mitteilungen. Man erkannte bald die Unzulänglichkeit solcher Nachrichtenübermittlung und ging deshalb dazu über, die Meldungen niederzuschreiben, und zwar zunächst auf Tontafeln, da man andere Schreibmaterialien nicht kannte. Derartige Tontafeln sind verschiedentlich, so 1885 in der Ruinenstadt El-Amarana in Aegypten, in großer Zahl gefunden worden, die ein Alter von 3400 Jahren hatten. Später, als sich die Aegyptier und Babylonier zur Errichtung einer gemeinsamen Botenpost verbanden und schöne Poststraßen durch Westasien führten, richtete man Zwischenstationen ein, auf denen die Boten ihre Nachrichten zur Weiterbeförderung auswechselten.

Höher stand das Nachrichtenwesen schon bei den Persern, deren König Cyrus schon 550 v. Chr. Reiterposten einrichtete, die auf dem guten, ebenfalls von ihm angelegten Straßenneze eine bedeutende Schnelligkeit entwickelten. Diese Boten legten die 330 deutsche Meilen lange Strecke von Sardes nach Susa in sechs Tagen zurück. Alle drei bis vier Meilen waren Pferdewechselstationen eingerichtet, in denen die ankommenden Reiter ihre auf Seidenstoff geschriebenen Briefe, ohne abzustiegen, einem anderen reisefertigen Reiter abliefern.

Die Griechen hatten ursprünglich nur gelegentliche, durch Schnellläufer besorgte Botenposten, bis man später regelmäßige Posten und Postschiffe einstellte, die zwischen den Küstenstädten die Nachrichten vermittelten. Man benutzte in Griechenland entweder Holz- oder Wachstafeln, auch Lammleder, bis später nach Erfindung des Papyrus-Papiers nur dieser bequem zu handhabende Stoff verwendet wurde.

Als dann die Römer die Weltherrschaft an sich brachten, war es natürlich daß sie, die in der Anlage von Verkehrswegen vorbildlich wurden, auch das Verkehrsweisen ausbildeten und zu einer hohen Stufe des Ausbaues brachten. Sie waren die ersten, die außer Läufer- und Reiterposten auch einen Wagenverkehr zur Beförderung von Personen, Briefen, und Gepäck einrichteten, und zwar schuf man die Schnell- und Langsampost. Da sich der Nachrichtenverkehr nicht mehr auf den sehr umfangreichen amtlichen Schriftwechsel beschränkte, sondern auch reichen Privatleuten dienstbar gemacht wurde, erlangte die römische Post, wenn auch Bestechungen und Unterschlagungen genug vorkamen, eine große Bedeutung. Man kann getrost behaupten, daß das römische Postwesen in seiner Blütezeit um das Jahr 500 n. Chr. dem des deutschen Mittelalters in keiner Hinsicht etwas nachgab, ja sogar, daß es jenem unter den fränkischen und sächsischen Kaisern weit überlegen war.

Das hatte seinen Grund auch darin, daß durch die Völkerwanderung die römische Kultur fast vernichtet worden war und daß die Völker, welche die Erbschaft der Römer antraten, keinerlei Bedürfnis nach einem Nachrichtenverkehr hatten. Der geringe Verkehr, den die Fürsten und Herzöge untereinander pflegten, wurde durch Fuß- oder Reitboten vermittelt, die an der Brust ein Schild mit dem Adler oder dergleichen trugen, und zur Sicherheit mit einem Speer bewaffnet waren. Erst Karl der Große, der die alten Römerstraßen wieder ausbauen ließ, stellte auch das Verkehrsweisen wieder her und machte die Einrichtungen nach römischem Muster seinen Untertanen dienstbar. Unter seiner Regierung führten vom Rhein aus Posten nach Italien, Frankreich und Spanien; leider verfiel nach seinem Tode die von ihm geschaffene Post. — Als um das Jahr 1000 das Bürgertum der Städte erstarkte und der Handel aufblühte, machte sich zunächst bei der Kaufmannschaft, dann auch bei den Klöstern und später bei den Universitäten das Bedürfnis nach einer gleichmäßigen Nachrichtenübermittlung geltend, und verschiedene weltliche und geistliche Vereinigungen schufen sich deshalb Fußbotenposten für ihre Zwecke. Der Verkehr der Klöster wurde durch Mönche vermittelt, die mit ihren auf Pergament geschriebenen Nachrichten von Kloster

zu Kloster zogen und auf ihren oft viele Monate langen Wanderungen gewaltige Strecken zurücklegten. Von jedem Empfänger ihrer Briefschaften erhielten sie eine auf Pergament geschriebene Bestätigung. Aus alten, uns aufbewahrten Dokumenten wissen wir, daß derartige Boten von Steiermark aus durch die Schweiz, Schwaben, bis hinunter nach Köln, dann zurück über Straßburg, die Schweiz und Tirol ihren Weg nahmen.

Durch ihre Zuverlässigkeit zeichneten sich auch die von den Universitäten eingerichteten und von Privatleuten mitbenutzten Botenposten aus, die für manche Hochschulen eine erhebliche Einnahmequelle bildeten und denen selbst die beliebtesten Messgerposten keinen Abbruch tun konnten. Den Messgern vertraute man mit Vorliebe wertvolle Gegenstände zur Beförderung an. Da die Messger wohlberittene, kräftige und wohlbewaffnete Leute waren, die durch ihre Vieheinkäufe viel herumkamen, und, weil wohlhabend, nicht an Veruntreuungen dachten, so eigneten sie sich besonders als zuverlässige Vermittler wichtiger Nachrichten und Sendungen. Daher wurde ihnen auch, beispielsweise von jüdischen und Schweizer Städten, als Ent-

gelt für ihre Dienste der Erlaß der Steuern gewährt und die Behörden schlossen förmliche Briefverträge mit ihnen ab.

Auch die von der Kaufmannschaft besonders nach dem Aufblühen der Hanse eingerichteten Botenposten waren zuverlässig. Man ging sogar dazu über, reitende und Wagenposten einzuführen. Die Städte gewährten ihnen amtlichen Schutz, und die Boten führten ein silbernes Schild mit dem Städtewappen, seit dem 16. Jahrhundert auch ein Horn, mit dem sie ihre Ankunft ankündigten, worauf sich die Einwohner in ihren Absteigequartieren sammelten, um die Sendungen in Empfang zu nehmen. Zu erwähnen ist noch die Post der Ritterorden, die

schon im 13. Jahrhundert eingeführt wurde und die, beispielsweise von der Marienburg aus, Sendungen nach den einzelnen Ordensniederlassungen, sogar bis nach Rom, Venedig und Spanien beförderte.

Zu England hatte sich im 15. Jahrhundert bei seinem bedeutenden Handel die Post kraftvoll entwickelt. Man ging damals dort zur Beförderung von Reisenden über. Doch war eine

solche Fahrt kein Vergnügen, denn häufig blieben die Postwagen auf der morastigen Landstraßestecken, wurden umgeworfen oder kamen erst nach langen Irrfahrten am Ziel an, so daß die Bezeichnung „Märtyrer der Landstraße“, die ein englischer Geschichtschreiber für die Postreisenden prägte, wohl berechtigt war.

In England und Frankreich wurde die Post verhältnismäßig früh zu einer staatlichen Einrichtung, während die Ansätze einer deutschen Reichspost erst bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichen.

Als Begründer einer deutschen Reichspost ist Kaiser Maximilian I. (1493—1519) anzusehen. Wie auf dem Gebiete der Behördenorganisation und der Militärverfassung so hat er sich auch durch die Berufung der briefadeligen Familie della



*He bringt ma de apt botschaft von
enn dolf lag an zürich sew hre ze
näwe vū d' selb apt begt sat menca
t zehā ihmē dolf die umge ze lere.*

Klosterpost im Mittelalter.

Torre e Tassis aus Bergamo in Oberitalien als schöpferischer Geist erwiesen. Anfang 1489 kam Maximilian nach Innsbruck, um aus den Händen des Erzherzogs Sigismund die Regierung Tirols zu übernehmen. Hier setzten seine Verwaltungsreformen ein; hier tut er auch den ersten Schritt zum Schaffen einer Post, indem er den Johann Dachs (Tassis) unterm 11. Februar zum obersten Postmeister annimmt. Innsbruck, für eine Weile der Mittelpunkt der Maximilianischen Zentralbehörden, wurde im weiteren Umfange der Ausgangspunkt auch für die Postkurse, die zunächst als Stafettenkette zur Verbindung des Hofes mit den Sigen der staatlichen Verwaltung dienten

und somit lediglich einen Ausläufer der königlichen Kanzlei bildeten. Doch bald entwickelte sich daraus eine mehr und mehr selbständig werdende Einrichtung auch für privaten Briefverkehr; schon im niederländischen Postvertrag Philipp des Schönen von Kastilien und Burgund (1504—1506) mit Franz de Tassis von 1505, wird die Mitbeförderung von nichtamtlichen Mitteilungen stillschweigend erlaubt. Philipps Sohn, Karl I. (der spätere Kaiser Karl V.), dehnte dann in dem Postvertrage, den er 1516 mit Franz und Baptiste de Tassis schloß, die habsburgischen Postkurse auf Spanien und Neapel aus. Zugleich wurde die Post als nunmehr der Allgemeinheit zugängliche Verkehrseinrichtung anerkannt und den de Tassis das Monopol übertragen. Seitdem hat sie sich als ständige Schritthalterin der Kultur ständig weiter entwickelt.

Noch ehe ihr alter Gönner Maximilian ins Grab stieg, waren die Tassis unter Kaiserlicherung der Kosten des staatlichen Postdienstes — zu Unternehmern geworden, die aus der Vermittlung des privaten Briefverkehrs einen besonderen Gewinn zogen. Dafür leistete aber auch die am kaiserlichen Hofe in Flandern, in Innsbruck, Worms und Augsburg verbreitete und überall in angesehenen Stellungen befindliche Familie durch Vereinheitlichung der postlichen Einrichtungen so viel, daß sie den Bedürfnissen jenes Zeitalters ganz gerecht wurde. Ein Jahrhundert später wurde das Reichspostgeneralat ein Mannlehn in Erbpacht der großen Monopol-Familie Thurn und Taxis, die sich noch vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts den erblichen Fürstengeschlechtern des Deutschen Reiches zugesellen durfte. So hat sich aus einer verhältnismäßig unbedeutenden Schöpfung Maximilians mit Hilfe der internationalen Beziehungen des Habsburgischen Weltreiches im Laufe von zwölf Jahrzehnten eine viele Länder umfassende Verkehrsverbindung entfaltet, die von einem Menschenalter zum anderen immer unentbehrlicher wurde. Wenn dieses Unternehmen auch anfangs mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, da die früheren einfachen Postbeförderungen sich die Gunst des Bürgertums erworben hatten, so trat doch nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Umschwung ein. Man erkannte die Vorteile der Taxischen

Post sehr bald und wendete sich mehr und mehr ihr zu, so daß die älteren Einrichtungen nach und nach verschwinden mußten. Der ganze Verkehr wurde von der billigen und zuverlässigen Post der Taxis aufgenommen. Der Reichtum dieser Familie geht auf diese unerschöpfliche Geldquelle zurück. Schon im Jahre 1588 wurde ein Uberschuß von 100 000 Dukaten erzielt. —

Wenn nun auch nicht bestritten werden soll, daß die Taxischen Posten für Deutschland ein großer Kulturfaktor gewesen sind, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß sie eine Lehnspost war, die den Taxis übertragen war und aus der möglichst viel Nutzen zu ziehen immer ihre vornehmste Aufgabe gewesen ist. Sie war stets eine Domäne, die Uberschüsse liefern mußte; eine „Privat-Erwerbsgesellschaft im Großen“. Ohne jede rechtliche Unterlage zogen die aus dem Auslande stammenden Taxis das Geld aus dem Lande, während ihre Postverbindungen für die Allgemeinheit nicht einmal den entsprechenden Nutzen brachten; die Taxischen Posten genügten den Anforderungen des Verkehrs auf die Dauer nicht, weil ihr



Postbote aus dem 17. Jahrhundert.

Netz viel zu weitmaschig war und sie nur die rentablen Linien betrieben.

Kaiser Rudolf II. (1576—1612) hatte in seinen Landen den Taxis die Direktion und Bestellung des gesamten Postwesens durch ein Patent übertragen und anvertraut. Das Patent wandte sich auch an die übrigen Fürsten und Landesherren. Diese Erweiterung der ursprünglichen Privilegien, wonach die Familie Thurn und Taxis das alleinige Recht haben sollte, in Deutschland die Post zu betreiben, rief

sofort den Widerspruch einiger Staaten hervor, die sich mittlerweile eigene Posten geschaffen hatten. Ein Teil aus dem Patent sei hier angeführt: „In unseren und euren Landen, Städten, Märkten, Flecken usw. sollt Ihr bei Tag und Nacht freien Paß und Öffnung geben, Sie auf Ansuchen und Begehren begleiten und begleitet zu werden verfügen, gegen Bezahlung Pferd und andere Notdienst bewilligen . . . überhaupt alle gute Hilfe und Assistentz, Förderung und anweisung erzeigen und derwider nit tun noch das jemand anders zu tun nachsehen.“ —

Die Fürsten jedoch erkannten auf keinen Fall die neu eingerichtete „Reichspost“ als ein Recht der Taxis und des Kaisers an, sondern sie duldeten sie nur und betrieben daneben ihre eigenen Landesposten. Durch den Dreißigjährigen Krieg wurden die schönen Anfänge dieser Landesposten so ziemlich vernichtet. Die Schweden hoben die Posten auf und errichteten eigene Postanstalten, daher

noch heute der Name „Postschwede“. Es gab nunmehr in Deutschland zwei Postverwaltungen, die Taxisische, die der kaiserlichen katholischen Partei, und die schwedische, die dem evangelischen Bunde diente. Bei dem wechselnden Kriegsglück suchte jede Partei auch ihre Posten entsprechend ihren Siegen möglichst weit zu verbreiten. Taxis erhielt zwar nochmals im Jahre 1649 ein Patent zur Anerkennung der Reichsposten, dasselbe hatte jedoch nicht mehr den gewünschten Erfolg, denn alle Staaten

hatten das Bedürfnis, eigene Posten zu haben und die Taxisische auszuschalten.

Im Jahre 1658 traten nun Schweden, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Sachsen sowie Hessen in Hildesheim zusammen und beschloßen, das Postwesen in ihren Gebieten in Selbst-

betrieb zu nehmen und sich gegenseitig zu unterstützen. Die Taxis aber maßten sich das Recht an, auch in diesen Staaten ihre Postämter ohne weiteres einzurichten zu können, was zu fortgesetzten Streitigkeiten Anlaß gab. Die verbündeten Fürsten jedoch verstanden es, eine Post von Hamburg nach Frankfurt a. Main und eine andere von Kassel nach Nürnberg einzurichten. Für Taxis bedeuteten diese Posten einen großen Verlust, den er verjuchte, auf jede Weise wieder einzubringen. Als Gegenmaßnahme schlossen sich die Fürsten auf dem Lüneburger Kreistage erneut zusammen, um den Angriffen der Taxis und den Maßregeln des Kaisers geschlos-

jener entgegenzutreten zu können, und zwar auf Verreiben des Kurfürsten von Brandenburg. Es wurde beschloßen, dem Kaiser vorzustellen, daß Taxis kein Deutscher sei, sich nicht in Deutschland aufhalte, das Geld aus dem Lande ziehe, Ausländer anstelle und bei seinen Verwaltungen sich fremder Sprache bediene. Taxis jedoch gab seine Sache auch jetzt noch nicht auf und ließ sich von seinen unermüdlichen Angriffen auf die Landesposten nicht abbringen. Endlich fanden im Jahre 1667/68 in Hildesheim lange Ver-



Briefträger Anno 1755.

handlungen statt, die eine Einigung herbeiführten. Die drei kaiserlichen Postmeister zu Frankfurt, Bremen und Hamburg einigten sich mit den fürstlichen Postmeistern zu Hildesheim, Braunschweig, Hannover und Kassel. Einige Punkte aus dem Vertrag seien hier angeführt:

1. Die drei kaiserlichen Postmeister erhalten das Porto der Briefe in ihren Städten allein.

2. Ebenso die fürstlichen Postmeister in ihren Städten.

3. Briefe und Pakete, die von auswärts kommen oder durch ein Land gebracht werden müssen, übernehmen die fürstlichen Postmeister durch ihre Beamte. Ueber die Orte, wo Pakete und Felleisen ausgewechselt werden sollen, wird man sich noch einigen.

4. Die fürstlichen Postmeister liefern die Briefe an die kaiserlichen und umgekehrt

5. Porto für Briefe soll nur einmal, und zwar am Ausgabeort erhoben werden. die Tage soll überall gleich sein; nur kaiserliche und fürstliche Briefe und Schreiben der Minister sind frei zu befördern.

6. Die fürstlichen Postmeister können in ihren Gebieten die Postbedienten nach Belieben bestellen, natürlich mit Vorwissen und Bestätigung ihrer Landesherrn.

Aus den Verhandlungen ist nun zu ersehen, daß neben den Landesposten auch die Taxistischen Posten in den Gebieten der Fürsten bestanden. Die kaiserlichen Posten fuhren oder ritten nur die großen Kurse, während die Landesposten neben den Hauptkursen auch die Nebenlinien besorgten und auch Postsachen nach abseits gelegenen Orten beförderten.

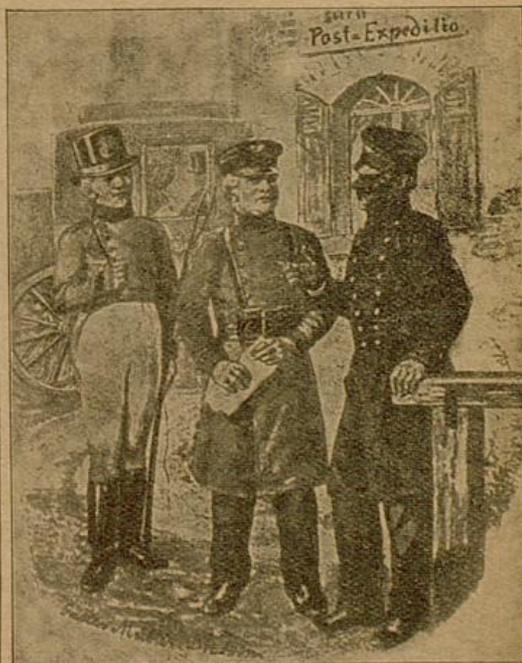
Man hätte nun annehmen können, daß nach diesen Verhandlungen und Vereinbarungen Ruhe und Frieden im Postwesen geherrscht habe. Das war leider nicht der Fall, und die Streitigkeiten und Eifersüchteleien unter den Parteien dauerten fort. Aber es würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, wollten wir hier näher darauf eingehen.

Schon die Fürsten ließen ihre Postillone mit einer Dienstkleidung und dem Posthorn versehen, allen andern Boten und Fuhrleuten war das Posthorn bei strenger Strafe verboten, denn die Privatfuhrwerke hatten sich erkühnt, das Posthorn wie die Postillone zu gebrauchen. Es ist es auch zu verstehen, daß die Fuhrleute die erbittertsten Gegner des Postwesens waren, ihr Beruf, ihre Nebeneinnahmen waren dahin, wenn sie sich nicht behaupten konnten. Die Post aber konnte sich ungestört weiter entwickeln, weil ja die Macht der Regierung hinter ihr stand.

Mit der besseren Organisation der Posten war auch eine Regelung des Taxwesens verbunden. Während früher die Postbeamten nach einem gewissen Gewohnheitsrechte die Tage der

Briefe bestimmten, wurden jetzt die Portofäße möglichst einheitlich gestaltet. Auf den Briefen selbst mußte genau Abgang und Ankunft auf den Stationen vermerkt werden, ebenso auf den Zwischenstationen. Die auf den Stationen angekommenen Briefe waren vom Empfänger abzuholen, denn Briefträger wie heute gab es damals nicht. Aber trotz vieler Bestimmungen über die Abfertigung und Besorgung der Briefe blieben Unregelmäßigkeiten nicht aus. Es kam daher, daß die angestellten Boten es an der nötigen Pünktlichkeit fehlen ließen. Die Bezahlung der Boten erfolgte gewöhnlich durch das Amt des Ortes, in dem sie angestellt waren. Der Lohn selbst war im Verhältnis zu den Dienstleistungen sehr gering.

Obgleich noch sehr für die Sicherheit der Poststraßen gesorgt wurde, so kam es doch vor,



Thurn und Taxische Post 1832.

daß ganze Postwagen überfallen und ausgeplündert wurden. Es waren dies jedoch Einzelerscheinungen in abgelegenen, gebirgigen Gegenden.

Was den Zustand der Straßen selbst anbelangte, so ließ derselbe sehr zu wünschen übrig. Ihr Zustand ist nicht anders zu erwarten, wenn man hört, mit welchen Baustoffen gebaut wurde. An eine Befestigung der Wege mit Steinen dachte man damals nicht; Baumstämme, große Feldsteine, Weidenstöcke und Reisig wurden in die Wege geworfen. Ebenso wurden Löcher

mit Reijigbindeln ausgefüllt. Infolgedessen waren die Wege schlecht und bei Regenwetter kaum zu passieren. Erst zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Wege besser, nachdem ein geordneter Wegebau, besonders der Poststraßen, einsetzte.

Die ersten Postwagen waren einfache Bauernwagen mit großen aufgesetzten Holzkasten und zum Schutz gegen Wind und Regen mit Planen abgedeckt. Eine Postreise war zu dieser Zeit auch in Deutschland — ähnlich wie in England — eine Geduldprobe. Denn zufolge des schlechten Zustandes der Wege gab es fortgesetzt Stöße, der Reisende mußte anpassen, daß er nicht aus dem Wagen geschleudert wurde. So kam es vor, daß starke Männer mit Hebebäumen neben dem Wagen hergingen, um ihm über große Löcher hinwegzuhelfen. Kam dann noch hinzu, daß der Wagen von einem angetrunkenen Postillon geführt wurde, so war ein Postreisender zu jener Zeit gewiß nicht zu beneiden. Die ersten primitiven Postwagen hatten ein Gewicht bis zu zehn Zentner mit einer Geschwindigkeit bis zu vier Meilen in drei Stunden. Bei Begegnung mit anderen Fuhrwerken mußten diese auf ein Signal des Postillons ausweichen. Lastwagen mußten stillhalten und den Postwagen vorbeilassen. Waren die Hauptwege nicht fahrbar, dann durften die Posten Nebenwege benutzen oder über Felder fahren. Alle Schlagbäume und Stadttore mußten den Posten auf gegebenes Posthornsignal sofort unentgeltlich öffnen. Näherte sich der Postillon dem Posthause, so meldete er seine Ankunft durch ein Posthornsignal an.

Bei Auflösung des alten Deutschen Reiches im Jahre 1806 wurde das Thurn und Taxische Postwesen hauptsächlich auf Süddeutschland und Thüringen beschränkt. In Preußen richtete Nagler 1821 die Landbriefbestellung und Schnellposten ein. Die erste deutsche Briefmarke erschien in Bayern am 1. November 1849, darauf folgte Preußen am 15. November 1850. Im gleichen Jahre wurde der Deutsch-österreichische Postverein gegründet, der vereinfachte Tarife und ermäßigte Gebührensätze brachte nach dem Beispiele Großbritanniens (1840). Durch Vertrag vom 28. Januar 1867 ging das Thurn und Taxische Postwesen gegen eine Abfindung von 3 Millionen Taler an Preußen über. Nach 1868 wurden die Landespostverwaltungen im Norddeutschen Bundesgebiet zur Bundespost vereinigt. Diese erweiterte sich 1871 zur Kaiserlich Deutschen Reichspost, dagegen behielten Bayern und Württemberg ihr selbständiges Postwesen.

Der eigentliche Begründer des modernen deutschen Postwesens ist Heinrich von Stephan. Während seiner langen und reich gesegneten Dienstzeit hat die deutsche Post einen Höhepunkt erreicht, daß man sie als das „best-eingerichtete Institut der Welt“ bezeich-

net hat. Alle modernen Errungenschaften machte Stephan für den postalischen Verkehr dienstbar. Sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, das Postwesen im ganzen Reiche einheitlich zu gestalten. 1874 wurde durch den „Allgemeinen Postvereinsvertrag“ ein Uebereinkommen mit dem Auslande abgeschlossen. Im Jahre 1878 schuf Stephan sein größtes Werk, den „Weltpostvertrag“. Die selbständige Postverwaltung in Bayern und Württemberg wurde im April 1920 aufgehoben. Seitdem besteht in Deutschland nur eine Deutsche Reichspost. In ihrer gegenwärtigen Form ist die Post aus Reihe und Rahmen der Voraussetzungen einer fortgeschrittenen Kultur überhaupt nicht mehr wegzudenken.

Napoleon I. vor dem Einmarsch in Rußland 1812.

Ein Blatt aus dem Tagebuch meines Großvaters.
Von Gertrud Hoffmann, Weimar.

Am 9. Mai 1812 brach Napoleon von Paris auf, um gegen Rußland zu ziehen, dem er den Krieg erklärt hatte. Da dem Kaiser Oesterreicher, Bayern, Badener, Württemberger, Westfalen, Preußen, Sachsen, ferner Polen, Holländer, Italiener, Spanier und Portugiesen zu folgen gezwungen waren, so ergoß sich daher eine gewaltige Flut von Menschen über das arme, durch den Krieg ausgefogene Deutschland.

Man langte in Dresden an. Dort versammelte Napoleon die deutschen Könige und Fürsten um sich und stellte sich dann an die Spitze der großen Armee.

Nun ging es in schnellen Tagesmärschen Rußland entgegen. Jedoch kurz vor dem Uebertritt in das russische Gebiet wurde vor den Toren Strasburgs in Westpreußen, einem kleinen, an der Dreuzung gelegenen Städtchen Halt gemacht. Während ein Teil der Soldaten auf die um Strasburg gelegenen Ortschaften, Güter usw. verteilt wurden, stieg Napoleon selbst in dem dortigen alten Schloß ab. Herrisch und anmaßend trat er dem Bürgermeister, dem Magistrat entgegen, welcher ihn im Namen der Stadt „willkommen“ hieß.

In einem der nächsten Tage nun beabsichtigte die Stadt, dem Kaiser zu Ehren ein Mittagessen zu geben, an dem die angesehensten Bürger von Strasburg und Umgegend teilnehmen sollten.

Auch mein Großvater erhielt trotz seiner Jugend eine Einladung und zwar durch den Amtsrat Weißermel aus Strasburg, der seine Anwesenheit dadurch für geboten hielt, weil mein Großvater ein vorzügliches Französisch sprach. Und die Stadt gebrauchte jemand, welcher Napoleons Fragen fließend zu beantworten vermochte.

So kam denn für Strasburg der Tag, vor dem sich alle die Männer, welche treu zu ihrer Heimat standen, fürchteten, der Tag, an dem sie dem Kaiser in das Auge blicken sollten, der ein so unsägliches Elend über ihre Heimat brachte.

Der Not der Zeit entsprechend, hatte man alles so schlicht wie möglich hergerichtet, nicht einmal mit Blumen den Saal geschmückt, wo

doch sonst bei Festlichkeiten die Kinder der Flora nicht zu fehlen pflegen. Man wollte eben auch Napoleon zeigen, wie schwer und drückend seine Anwesenheit empfunden wurde.

Inzwischen hatten sich nun die Gäste versammelt, welche der Bürgermeister empfing. Dann stand man in Gruppen umher, besprach die neuesten Tagesereignisse und sah mit Spannung dem Eintritt Napoleons entgegen.

Plötzlich vernahm man Stimmengewir, die Türen wurden aufgerissen, und in Generalsuniform — stand der Kaiser vor ihnen. Mit einem unsagbar hochmütigen Blick musterte er die Anwesenden, welche sich ehrerbietig vor ihm verneigten. Den Begrüßungsworten des Bürgermeisters schenkte er kaum Gehör, wie er auch die Namen der Personen, welche ihm vorgestellt wurden, zu überhören schien. Man ging zu Tisch! Napoleon hatte Platz genommen, die Begrüßungsrede des Bürgermeisters war verflungen, als des Kaisers Blick auf meinen in seiner Nähe sitzenden Großvater fiel. Auf die Zügelngesicht unter den ergrauten, finstern dreinschauenden Männern! So wandte sich der Kaiser verwundert fragend an meinen Großvater. Und in kurzen, wohlhabgewogenen Worten fand die Frage ihre Beantwortung. Dann ließ sich Napoleon durch ihn über Land und Leute Westpreußens belehren.

Als nun die Feier vor ihrem Abschluß stand,

— der Kaiser pflegte nämlich in Hast zu essen, und die Gerichte mußten insofgedessen außerordentlich schnell serviert werden — wandte sich Napoleon an meinen Großvater mit der Frage, aus welchen Nationalitäten die Einquartierung auf den Gütern seines Vaters bestände?

„Aus Spaniern und Portugiesen, Sire,“ antwortete mein Großvater und setzte ferner hinzu,

daß diese Leute trotz des warmen Wetters frieren, in Mänteln gehen, und sich unsagbar vor dem Zug nach Rußland und dem russischen Winter fürchteten, der nach Aussage des alten, weterkundigen Schäfers ein ganz besonders harter zu werden versprache.

„Man scheint mich hier wohl gar vor einem Zug nach Rußland warnen zu wollen,“ rief da bebend vor Zorn der Kaiser aus, als eben mein Großvater seine Rede vollendet hatte. Und dann sich

plötzlich der

deutschen Sprache bedienend, damit ein jeder auch seine Worte zu verstehen vermochte, zitierte er den Reim des alten Landsknechtliedes:

„Bin ich erst im Kreml,
Dann reite ich auf meinem Schimmel
Gerad in den Himmel!“ —

Hierauf verließ er mit seinem Gefolge den Saal, ohne die Anwesenden auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

Eine Totenstille folgte diesem Auftritt. Jähe erblaßten die Männer, und ihre Gesichter, auf welche die Not und die Sorge ihren Stempel drückte, erschienen noch älter und vergrämter. Man fand in Napoleons Worten eine unerhörte Gotteslästerung, und der Wunsch nach einer Gottesvergeltung stieg heiß in ihren Herzen auf.

Wie schnell nun dieser Wunsch seine Erfüllung fand und wie bald Gottes furchtbar strafende Hand den Korzen zu finden wußte, lehrt uns die Weltgeschichte.



Der Kaiser zitierte in deutscher Sprache den Reim des alten Landsknechtliedes: „Bin ich erst im Kreml, dann reite ich auf meinem Schimmel gerad in den Himmel!“

Die Hahnertsdorf beinahe ein Luftkurort geworden wäre.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von E. Lefor.



E

i, guck emol do, e Luftkurort wollen Ehr were, Ihr Hahnertsdorfer? Ja, glauben Ehr dann, Eich pagige protzige Kauhauze könnt mer auf Fremde loslasse, die an ganz anre Maniere gewöhnt sin? Ehr, Hörnche, was hent Ehr neulich

zum Herrn Geometer gsat, wie er Eich aufgefördert hat, in seim Büro Guer dreckige Kapp abzunchme, was hent Ehr gsat?

„No, was mer halt so secht, Herr Oberamtman,“ meinte verlegen der Sternwirt und Stadtrat Jakob Hörnche und drehte seine Kappe in den Händen, die wirklich noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu stammen schien.

„Ehr habt gsat, der Herr Geometer könnt net verlange, daß Guer Länz erfriere, die stünde a gar net im Kataster. Sprechd mer so mit die Leut, mit der von Gott verordneten Obrigkeit?“

„Und Ehr,“ wandte sich der Herr Oberamtman grimmig an das zweite Glied der Deputation, den Herrn Stadtrat, Ofen- und Kohlenhändler Philips, „wissen Ehr, wie Eich die Leut im ganze Städtche nenne? Hofelak! Weil Ehr de ganze Tag so faul und schlampig herumlaufd und net amol Guer Hofetür zusperrt und Ehr, Herr Stadtrat Himmel, was hent Ehr neulich zu dem fremde Reisende gesat, dem Ehr so e unverschämt Geld für e Fahrt nach em Webber Hof abgenomme habt? Wenn's ehm zu teuer wär, dann sollt er in Zukunft statt seiner werten Person — — —. Mer kann's ja gar net jan, was Ehr gsat habt! Nein, Ehr lieben Keim, Ehr und e Luftkurort, das is ja grad so, als wenn mer e Wildsau zum Zeremoniemeister mache wollt, und Eiere Preis!! Ehr nehmt jo die Leit her, daß ehne die Auge tropfe, und daß die Fremde am zweite Tag sage täte: da gehe mer lieber nach Bade-Bade, da isch auch

net teurer; und da soll ich dafür eintrete und an höchster Stell befürworte, daß Ehr en Badeort werdt? En Ort, wo der Herr Adjunkt nit emol en Oberamtman grüßt, en Ort, der e Pflaster hat, wo sogar e Zuluksaffer Hühneraache kriegt!“

Also sprach in berechtigtem Zorn zu der dreiköpfigen Deputation des Städtleins Hahnertsdorf der alte Herr Oberamtman, der, wie man sieht, in den zwanzig Jahren seines dortigen Wirkens manches von der hahnereiblichen Art seiner Untertanen angenommen hatte. Uebrigens sind es jetzt fünfzig Jahre her, daß die Geschichte passiert ist und damals vollzog sich der Amtsverkehr in ganz anderen Formen. Das Dreimännerkomitee hatte dem Herrn Oberamtman das Projekt vorgetragen, das schöne Städtlein Hahnertsdorf zu einem Badeort zu erheben, weil es ja andere Orte auch so gemacht hätten und sie mit allen Erfordernissen eines Luftkurortes, guter Luft, mächtigen Wäldern, anmutigen, nicht zu hohen Bergen reichlich gesegnet und mit der Bahn leicht zu erreichen seien. Der Herr Stadtrat Philips, der noch an ganz andere Töne gewöhnt war, gab die Sache noch nicht auf.

„Aber Derkem is doch ach e Badeort und Sulzich ach, Herr Oberamtman!“ „Ei was, die Derkemer hawwe Mineralquelle und hawwe Maniere und das hent Ehr Hahnertsdorfer net, und die Sulzicher hawwe ihre römische Ausgrabunge und das zieht die Leut an. Hättet Ehr e Fodquell oder de Trümmer vom e römische Lager oder Tempel, da ließ sich eher über die Sach rede, aber so hent Ehr nit als Cure Gänz und Säu, die Ehr jede Tag durch de Stadt treibt; und de Säu führt Ehr noch dazu in de schönste Wald. Glauben Ehr dann, das paßt so eme Herrn Kommerzienrat, wenn ihm bei em Spaziergang im Wald so e Mutterian mit zwölf Ferkel zwische de Wein durchläuft, und e gute Luft hätte mer ja, aber Ehr verpest's mit Guerm scheußlichen Kornähr so, daß hier die Gunne krank werre müsse und net die Kranke gfunn. Nein, wie ich die Sach überleg, es geht net, es is nix, ich tu nix dafür. Im übrige will ich schaue, ob ich Eich net anners helpe kann. Nein aus Mitleid mit die zwei oder drei anständige Menschekinner, die ich bei Eich kennegeleert hab. So, geht gehn Ehr, drauße könnt 'r schimpfe soviel Ehr wollt!“

Das taten sie denn auch redlich, indes der Herr Oberamtman drinnen in tiefen Gedanken saß. Er war ein guter Beamter, ein treuer und fürsorglicher Vater seines Bezirkes und gönnte auch den Hahnertsdorfern, trotzdem sie Rüpel waren, alles Gute. Aber das mit dem Luftkurort ging denn doch nicht. Er mußte lachen, wenn er sich seine Hahnertsdorfer im Verkehr

mit den Fremden vorstellte. Was für Konflikte mußte das geben! Und die Arbeit und die Scherelei! Dann sah er die Fremden, wie sie in der schönen Gegend lustwandelten, an der rauschenden Flöß, auf den wunderbaren Waldbergen — ja, und dann würden sie ihm sein Wild vergrämen (denn der Herr Oberamtmann war ein großer Jäger), und was würde vor allem sein Freund, der Herr von Grant, dazu sagen, der in diesem Waldgebiet mächtige Jagdgründe besaß? Nein, es ging wirklich nicht. „Lieber will ich,“ sagte er zum Herrn Alesjor und dem Oberschreiber, „den Hahnersdorfern auf andere Weise helfen und will dazu mit dem alten Grant reden, der im Kreisrat ein gewaltiges Wort zu sprechen hat.“

2.

Besagten Herr von Grant kannte damals der ganze Kreis. War er nicht ein großer Hammerherr und Besitzer von mächtigen Gießstätten, ein reicher Mann und eine höchst originelle Persönlichkeit, dazu ein gewaltiger Nimrod? So war er auch der Jagdfreund des Herrn Oberamtmanns geworden. Er kam alle Jahre ein paarmal auf die Jagd und dann ging es im Hirschen, wo er abstieg, abends hoch her. Freilich, der Frau Oberamtmann, einer sehr feinen Dame, wollte diese Freundschaft nicht recht passen. „Es ist wirklich eine Schande,“ sagte sie zu ihrem Herrn Gemahl, „wie der Mann herumläuft und wie er sich aufführt: dieses Kostüm und diese Sprache! Und dabei ist er schwer reich, von gutem, wirklichem Adel und könnte bei Hofe verkehren, und geheiratet hat er auch nicht — der alte Zyniker!“ Und das mußte wahr sein. Wenn man den Herrn von Grant als Jäger daherkommen sah, hätte man keinen großen Herrn in ihm vermutet, man hätte sich eher vor ihm gefürchtet; denn er kam in der ältesten, abgetragensten Jagdgewandung, sprach einen furchtbaren Dialekt und paßte dazu aus einem verräucherten Kloben seinen selbstgebauten Barinas. Und die Wiße, die er erzählte oder selber machte! Und was er an Jagdfreunde für Geschenke aus seiner Gießerei mitbrachte! Mit Grausen dachte daran die Frau Oberamtmann. „Es ist für mich wirklich jedesmal ein zweifelhaftes Vergnügen, wenn er bei mir seine Antritts- und Abschiedsvisite macht.“ — Ihr Mann hatte ihr nämlich eben die bevorstehende Ankunft des Alten angekündigt. — „Ich habe mir schon überlegt, ob ich nicht, wenn er unser Haus beehret, die Schutzdecken auf unserem empfindlichen Mobiliar lassen soll.“ —

„Das wirst du bleiben lassen, Frau Regierungsrat,“ meinte ruhig der Herr Oberamtmann, „und was das andre angeht, davon versteht ihr Weiber einfach nichts. Er ist ein Ehrenmann

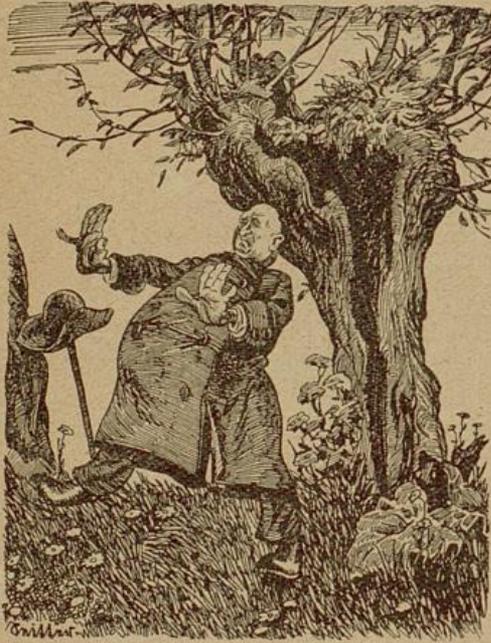
und ein wohlthätiger Mann und ein hochangesehener Mann und seine Vergnügungen gehen niemanden etwas an.“

Also der Herr von Grant kam zur Jagd. Im „schweißbefleckten Hut“, der einmal grün gewesen war, in einer Jagdjoppe, die in allen Farben spiegelte, in Wildledergamaschen, ruppig, struppig, daß man ihm schier etwas hätte schenken mögen, so schritt er durch die holprigen Gassen des Städtleins. Drei Tage dauerte das Vergnügen, das in den gutgepflegten Jagdgründen ein reiches Erträgnis lieferte. Und allabendlich war Jagdsouper im Hinterzimmer des Hirschen, wo sich die Tische bogen unter der Last der Gerichte und die Balken beim Anhören der unglaublichen Geschichten (denn der Jagdherr sowie seine Jagdfreunde sprachen ein wuchtiges Dialect), wo köstlicher alter Königsbacher in Strömen floß, wo die getäfelten Wände krachten, wenn sie die dröhnenden Jagdlieder und die fürchterlichen Wiße über sich ergehen lassen mußten.

Dann verabschiedete sich der höchst zufriedene Alte, nachdem er jedem seiner Jagdfreunde schmunzelnd nach seiner Gewohnheit ein sinniges Geschenk aus seiner Gießerei berehrt hatte. Diese Geschenke waren immer sehr apart; doch heuer war's schon wirklich arg: ein Stiefelknecht aus Bronze, der eine liegende Venus darstellte, die natürlich nichts anhatte. Diese Göttin ist ja überhaupt nicht berühmt durch ihre Schamhaftigkeit, aber was diesmal die Phantasie des „alten Zynikers“ sich ausgedacht hatte, ging denn doch über das Bohnenkied. Wir wollen darum lieber gar nichts davon sagen, sondern uns nur das merkwürdige Gesicht des Oberamtmanns anschauen, der mit entsetztem Blick die metallene Ungebührlichkeit musterte. Und das sollte er seiner Frau mit nach Hause bringen? Freilich, zurückweisen konnte man das Geschenk des Alten nicht und der Spender konnte ja auch in seiner Werkstatt modellieren und gießen lassen, was er wollte; es kriegten's ja immer nur ein paar Freunde, die vorsichtig damit umgingen. Also machte er gute Miene zum bösen Spiel und fuhr mit dem Jagdfreund, der noch in der Nachfreude über Jagd und den Effekt seiner Spende schwelgte, vom Hirschen zum Bahnhof, wo es den letzten Abschied gab. —

Der Zug war draußen und der Herr Oberamtmann stand mit dem Unglücks Geschenk, das in einer feinen Lederhülle geborgen war, vor dem Bahnhof. Es war ein wunder schöner Septemberabend. Warum sollte er nach dem ziemlich ausgiebigen Abendschoppen nicht noch einen Spaziergang machen? Also wanderte er den Bahndamm entlang auf einem hübschen Heckenweg sinnend in weitem Bogen um das Städtlein herum zu dem Fluß, der etwa eine halbe Stunde von Hahners-

dorf, anmutig von Weiden beschattet, sich durch ein Wiesental schlängelt. An der Plöb machte er Halt. Welch ein Friede in der Natur! Die Landleute waren schon nach Haus gegangen, kein Mensch weit und breit, nur Bekassinen gingen in ihrem merkwürdigen Flug der Jagd nach: Natur und Einsamkeit gaben ihm den rettenden Gedanken ein, der Herr Oberamtmann sah sich um — mit einem Ruck war das Monstrum aus dem Futteral herausgezogen und in tühnem



In tühnem Bogen schleuderte der Herr Oberamtmann das Monstrum in den Fluß.

Bogen schleuderte er es in den Fluß, der rauschend darüber zusammenschlug. Dann ging er erleichtert und zufrieden nach Hause.

3.

Jahre sind darüber vergangen und das Jahrhundert ist in die Achtzig gekommen. Aber in Hahnersdorf ist alles beim alten geblieben: das Pflaster ist noch gerade so schlecht und noch immer sind die Bewohner so eckig und holprig wie ihr Pflaster; noch immer sitzen die alten Verschworenen für des Städtleins Wohl beisammen, schimpfen über den Herrn Oberamtmann und brüten über Projekten, wie sie Hahnersdorf mit einem Schlag zu geschichtlicher Bedeutung verhelfen können. Aber der alte Herr von Grant kommt nicht mehr in den Ort: er liegt in seiner Erbgruft und schlummert dem jüngsten Tag entgegen, an dem er gewiß mit einem ganz neuen Scherz seiner Faktur schmützelnd vor Gottes Richterstuhl treten wird. Der

Herr Oberamtmann, der immer noch kraftvoll seines Amtes waltet, hat ihn tief betrauert, als er vor einigen Monaten das Zeitliche segnete und die Frau Oberamtmann hat, wie sich denken läßt, auch in Wort und Haltung seine Gefühle geschont, aber wenn wir die Grabinschrift für den alten Grant entziffern könnten, die auf einer der Tafeln ihres Herzens eingeschrieben ist, so würden wir lesen: Gott sei Dank, daß der greuliche Mensch nicht mehr in unserm Ort kommt.“ Uebrigens arbeitet sie in ihrer feinen Weise auf ihren Herrn Gemahl ein, er solle sich doch pensionieren lassen, sie wollen in eine größere Stadt ziehen, wo sie eine verheiratete Tochter hat und dort den Abend ihres Lebens fern von den fleghaften Hahnersdorfern in Ruhe zubringen. Aber der Alte zieht nicht; er will bis zu seinem Siebzigsten aushalten (das ging damals); vielleicht ahnt er, daß er's nicht lang treiben wird, wenn er nicht mehr anten und gebieten kann.

* * *

Heiho! Ein tiefblauer Himmel, flirrende Juniglut liegt über der Plöb. Hoch am Himmel machen die Krähen Jagd auf einen Habicht, unten in der stehenden Luft über dem Wasser jagen sich Libellen; aber die Fische im Fluß sind entsetzt stromabwärts gestoben vor dem Geschrei und Getöse der Hahnersdorfer Buben, die in sehr mannigfachen Kostümen in der Plöb herumplätschern und Unfug treiben, was sie dann Baden nennen, wie der Herr Lehrer klagt.

Es ist ein derber, stämmiger Schlag, wie ihre Väter, breitschultrig, sommersprossig, struppig. „Autsch! Autsch!“ schreit der Hannes. O Krebs, o Krebs! Er hat mich.“ Der rote Lui kommt ihm zu Hilfe, indem er ihn einfach ins seichte Wasser stößt, so daß der Fuß mit dem Krebs um Vorschein kommt. All die Buben stürzen herbei. „Das isch kee Krebs, das isch von Eisen,“ stellt der lange Schlosserschorsch fest, der aber auch in der Naturgeschichte einen Eisner hat und befreit den gefangenen Fuß. Alle schauen das wunderliche Gebilde mit erschrecktem Stammen an und können nichts Rechtes damit machen.

Was wußten sie auch von griechischen Götterbildern und von den diabolischen Späßen des Herrn von Grant?

Aber Schorsch hatte schon einen Entschluß gefaßt. Mit einem Satz war er oben am Rand der Böschung, im Nu war er im Hemd, Hose und Mittel (naß in die Kleider zu schlüpfen soll ja sehr gesund sein).

„Des Ding verkaaf ich beim Salomon, dann kann ich mer em Müller sein blaue Rammler kaafe.“ So dachte er und stopfte die Göttin in das geräumige Rohr seines einen Schaftstiefels, nahm die Stiefel in die Hand und rannte davon.

Die andern waren zuerst verblüfft, faßten sich aber dann rasch, zogen mehr oder weniger ihre am Ufer verstreuten Kleider an und liefen mit Indianergebrüll dem Räuber nach.

„Der Krebs is mir!“ schrie laufend und keuchend der Hannes, der keine Stiefel zu tragen hatte, weil er immer barfuß ging. „Und ich,“ brüllte der rote Lui, „wer hat dir denn davongeholse?“ „Mach nur, daß mern kriege, dann teile mer,“ tröstete ihn Hannes, zugleich sich seinen Beistand zu sichern. So jagte und tollte die Bubenchar dem Städtlein zu auf der staubigen Landstraße, weit voran der lange Schorsch. Eines der ersten Häuser der Stadt ist bekanntlich die große Wirtschafft zum Stern. Vor seiner Thür stand, der Gäste harrend, der Sternwirt, Herr Stadtrat Hörnche, im Gespräch mit dem Polizeidiener Möbes.

„Ei, was mache die Bube denn da? Schaffen Ehr emol Ordnung, Möbes!“ Herr Möbes schaffte sehr einfach Ordnung, indem er dem langen Schorsch eine ungeheure Ohrfeige verabreichte und dann ebenso splendid gegen die nachfolgenden Buben verfuhr. Der Vorfall klärte sich auf. Hannes, Lui und die übrigen erzählten ziemlich gleichzeitig den Rechtsfall und der Herr Stadtrat entschied salomonisch:

„Des sell Ding wird bei mir deportiert, bis ich mit eure Alte geredt hab und es Weitere werden ehr dann höre, un jetzt geh er mänscherstill nach Haus!“

Bei dieser Beschlagnehmung hatte sich Herr Hörnche nichts Besonderes gedacht; er wollte nur dem Streit ein Ende machen und hatte dann vor, das Streitobjekt abends seinen Gästen zu zeigen; denn ein richtiger Wirt darf nicht nur auf das leibliche Wohl seiner Gäste bedacht sein. Er sah sich das Ding näher an: ein kurioses Stück, mit dem auch er nichts Rechtes anzufangen wußte. Also zunächst damit in die Lade vom Schentisch!

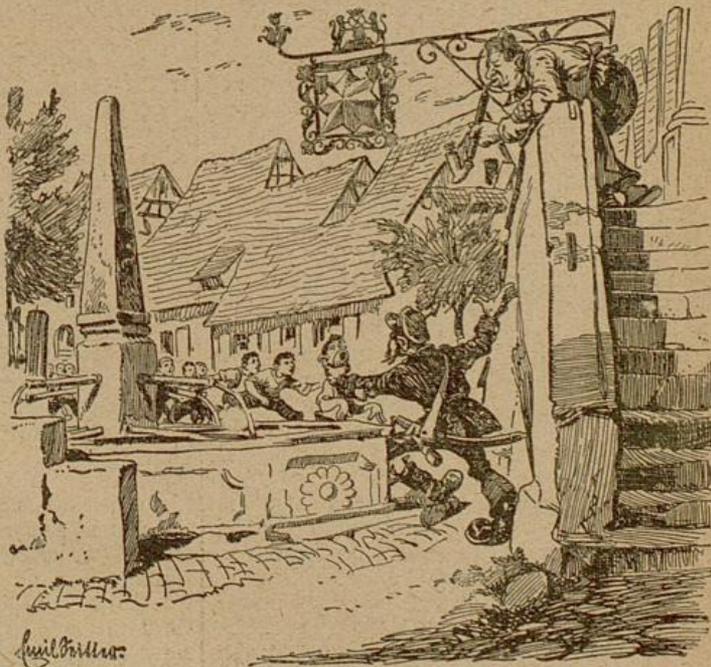
Der heiße Sommertag war in einen heiteren Abend übergegangen, der durch ein kühleres Lüftchen von den Waldbergen her erquicklicher gemacht wurde. Im kühlfsten Raum des „Goldenen Sterns“, dem Regelzimmer, das an den Garten anstieß, versammelten sich die Gäste, um nach des Tages Müß und Hitze ihren Aerger und ihre Müde in dem frischen, braunen Raß zu

ertränken. Da war Herr Gimmele, der Lohnkutscher, mit seinem Freund, dem Hoselatz, da war der Herr Weinhändler Jakob und die andern alle, die sogar abends beim Bier sich über das Wohl des Städtleins die Köpfe zerbrachen.

Ans Regeln dachte man nicht, dazu war's noch zu heiß und die Lampen auf der Bahn waren auch nicht in Ordnung; so saß man am großen, runden Tisch, über dem eine rohe Petroleumlampe qualmte. Jetzt brachte der Sternwirt triumphierend seine interessante Sehenswürdigkeit.

„Na, Ehr Herre, was sagen Ehr dazu?“ und erzählte kurz, wie er zu dem Kuriosum gekommen war. Staunend betrachteten sich die Neugierigen das metallene Rätzel und legten es dann so flug wie zuvor auf den Tisch nieder.

„Das ischt Notguß,“ sprach endlich gewichtig zur Aufklärung der Schmied, Herr Cusler.



Herr Möbes schaffte sehr einfach Ordnung, indem er dem langen Schorsch eine ungeheure Ohrfeige verabreichte.

„Und ich will Eich sage, was es is,“ brach jetzt der Hoselatz los. „Das is nir anneres als e alt's Gögebild, und jetzt braache mer nur enen, der uns genauer sat, was es vorstellt.“ „Der Wächter, der Wächter!“ riefen drei oder vier Stimmen, „laßt en Wächter hole!“

Genannter Herr Wächter war ein wegen Unfähigkeit von einem benachbarten Industriewerk davongeschickter Ingenieur, der sich jetzt im Städtlein festgesetzt hatte und von einer schmalen

Rente lebte, die ihm von seiner Familie ausgesetzt war. Er verstand alles, aber nichts recht, lebte den Hahnersdorfern zu Gefallen, indem er ihre Steckenpferde ritt und in ihr Horn blies, hatte Wasserbeine, wie die Hahnersdorfer sagten, mit denen er verborgene Quellen fand, und hielt bei den Festen der Hahnersdorfer die Rede auf die Frauen. Dafür war er ziemlich gelitten, genoß eine gewisse Autorität und erhielt manchmal ein Glas Bier oder Wein bezahlt.

Man beschloß also, diesen Fachmann kommen zu lassen und ihm ein Glas Wein zu spendieren, um seine Geisteskräfte anzuregen. Herr Wächter war im Nu da und wurde freudig begrüßt. „Na, Herr Wächter,“ fragte Herr Hörnche, „was isch des for en Ding?“ wobei er auf den Tisch wies, auf dem neben dem kritischen Objekt ein Glas Wein stand.

Der schlaue Herr Wächter trank sofort den Schoppen aus, verbeugte sich zierlich und erklärte: „Das ist ein alter Dürkheimer, meine Herren, besten Dank! Um's aber genauer festzustellen, muß ich's noch einmal probieren.“ „Da druff soll's net ankomme, Herr Wächter,“ meinte der Sternwirt, nachdem er sich gefast hatte, „aber Sie solle uns sage, was das da ist,“ wobei er ihm den merkwürdigen Fund unter die Nase hielt.

„Ach so,“ versetzte Herr Wächter gemütlich und hielt das Objekt direkt unter die Petroleumlampe, in deren trübem Scheine er sich das Ding genauer betrachtete. Dann trat er zurück, sah bedeutungsvoll auf das leere Glas, dann noch bedeutungsvoller auf den Sternwirt, der den Blick verstand und schließlich lange auf das Fundobjekt, bis das Glas wieder gefüllt war. Dann räusperte er sich: „Ja, meine Herren, das ist eine ganz kolossale Sache. Wir sehen hier eine metallene Figur und zwar weiblichen Geschlechts, von der Zeit stark mitgenommen. Sie hat offenbar jahrhundertlang in der Erde gelegen und stellt, wie verschiedene Körperpartien deutlich erweisen, die altrömische Göttin der Fruchtbarkeit dar, die den Herren wohlbekannte Isis.“

„Hab ich's nicht gleich gesat,“ rief Herr Gimmele, „die Isis is es?“ Jetzt reckte sich Herr Jakob Hörnche mächtig empor. Es war offenbar Großes in seiner Seele vorgegangen. „Meine Herrn, was hat der Herr Oberamtman giat: wenn mer römische Merkwürdigkeite hätte, könnte mer en Kurort were. Wir hawwe aber römische Merkwürdigkeite, also war an der Plöß vor dreitausend Jahr e römische Stadt und wir müsse jetzt unser Kurort krieh. Der Herr Oberamtman kann nix mehr dagege mache. E Mann, e Wort!“ „Ja, und morche,“ ergänzte Herr Gimmele, „gehe mer wieder als Depotation zum Herrn Oberamtman und mache die Sach fertig. Trink mer eins, ihr Männer!“

Sie saßen noch lange beisammen und leerten

noch viele Schoppen, besonders Herr Wächter, der jetzt aber auch nur noch Bier bekam und der seinem dankbaren Publikum Wunderdinge vormalte von dem zukünftigen Kurort Hahnersdorf und seinen Herrlichkeiten, von den märchenhaften Profiten, die sie machen würden, von einem städtischen Museum, in dem all diese römischen Schätze ausgestellt würden und dessen Direktor er werden müsse.

4.

„Was das wieder für ein Getrapp da draußen ist; ich glaub, die Rammel haben Hufeisen an die Schuh; Meier, schaue Sie einmal nach!“ Also gebot der gestrenge Herr Oberamtman seinem treuen Bureaudiener, der sofort die Türe öffnete, durch die alsbald die drei wuchtigen Gestalten der Herren Hörnche, Gimmele und Philips hereinquollen.

„Gute Morche, Herr Oberamtman!“

„Guten Morgen, Ehr Leut, was bringen Ehr dann?“

Herr Hörnche, der Cicero von Hahnersdorf, trat energisch einen Schritt vor: „Herr Regierungsrat, Sie hawwe doch seinerzeit gesat, daß wir Aussichte hätte, e blühender Kurort zu were, wenn wir in der Gegend römische Altstätten hätte und die hawwe mer — — und triumphierend zog der hinter ihm stehende Herr Gimmele aus einem alten, schmierigen Rucksack, den er in der Hand trug, die schwarze Isis heraus.

„Ja, das hawwe mer in der Plöß gefunne und jetzt Herr Oberamtman —“ also sprach mit erhobener Stimme Herr Philips, der auch seinen Anteil am Sieg haben wollte. Entgeistert blickte der alte Herr auf das Unglücksding, das er doch selber seinerzeit in die Plöß geschleudert hatte. An alles hängen sich doch die Leute ein! Hätte die verfluchte Plöß den Stiefelknecht nicht in ein anderes Amt tragen können? Aber was tun? Die Wahrheit sagen? Die Hahnersdorfer hätten's überhaupt nicht geglaubt und wenns sie's geglaubt hätten, wäre sein toter Freund Grant ins Verede gekommen. So durfte er die Sache also nicht anpacken. Aber ein Entschluß tat not und Geistesgegenwart ist die Tugend, die man im Verkehr mit den Parteien am meisten braucht. Die Ueberlegung hatte ein paar Minuten gedauert, während deren er aufmerksam den Gegenstand in seiner Hand zu betrachten schien. Jetzt schüttelte er den grauen Kopf: „Ja, Ehr Männer von Hahnersdorf, so haww ich damals gesagt und dabei bleib ich auch, awwer“ — drei Paar Augen waren in höchster Spannung auf ihn gerichtet, „awwer, Ehr lieben Riinn, was Ehr da habt, ist nix Altrömisches; wenn ich auch ke Kenner bin, das seh ich.“

Jetzt war die Verblüffung auf der anderen Seite und Herr Philips wollte schon losbrechen,

aber die aufgehobene Hand des alten Herrn gebot Ruhe.

„Wenn Ihr mir nicht glaubt, so konsultiert irgendeinen Fachmann an einer deutschen Hochschule oder an einem deutschen Museum; dann kommt wieder, dann rede wir weiter, dann kann ich Euch vielleicht was andres sage. Jetzt gut Morge, Ihr Herre.“ Der Amtsdienner hatte schon die Türe geöffnet, durch die sich jetzt die Deputation mit verhaltenem Ingrimm davon machte. Zunächst schimpften sie sich draußen weidlich aus, dann wurde beschloffen, am Abend des gleichen Tages noch beim Sternwirt eine Versammlung einzuberufen. Unterdessen saß drinnen der Herr Oberamtmann und dachte über die grimme Fronie der Weltgeschichte nach, die es zu fügen schien, daß ausgerechnet er den Hahnersdorfern zu einem Kurort verhelfen sollte.

Und wieder saßen sie da im Regalzimmer des Herrn Hörnche wie am Abend vorher. Es wurde aber bedeutend weniger Bier getrunken. Die drei erstatteten Bericht, dann gab es eine hitzige Debatte mit derben Ausfällen gegen den ihr Glück mordenden Oberamtmann; es wurde sehr viel ins Blaue hineingeredet, bis endlich der Weinhändler Jakobi einen vernünftigen Vorschlag machte, der die Sache vorwärts bringen konnte. „Meine Herre,“ sprach er, „ich reiß morgen sowieso nach Trier, es kost Euch also kein Pfennig Geld und in Trier ist e groß' Museum mit lauter solche Sachen; die Herre dort verstehe sich dabruß, und da zeig ich bene unsern Hund, um die werre uns ein andere Wein einschenke wie der alte Reidhart.“

Dieser Vorschlag wurde für gut befunden und angenommen; Herrn Jakobi wurde das kostbare Götterbild auvertraut, hoffnungsvoller ging die Versammlung auseinander, nachdem man ausgemacht hatte, daß man am nächsten Donnerstag, an dem Herr Jakobi zurückkehren wollte, sich wieder im Stern treffen solle. — Wir wollen uns kurz fassen, denn Trauriges erzählt man am besten mit wenigen Worten.

Herr Jakobi war glücklich nach Trier und dorten auch an die richtige Adresse gekommen. Der Herr Konservator, ein würdiger Herr mit scharfer Brille, prüfte sorgfältig das Objekt, stuzte zuerst und sagte dann lächelnd: „Lieber Freund, diese Göttin ist nicht, wie Ihr glaubt, 2000 Jahre, nicht einmal 200, sondern allerhöchstens 20 Jahre alt; da hat sich jemand, der das Geld dazu hat, einen schlechten Spaß erlaubt, und Ihr seid, was man Euch nicht übelnehmen kann, darauf hereingefallen.“ Herr Jakobi war schier eine Viertelstunde sprachlos; Also der auch, und der konnte doch nicht mit dem Herrn Oberamtmann unter einer Decke stecken!

„Ja, was solle mir dann mit dem Stück

make, wenn das e Fälschung is?“ stammelte er schlieflich.

„Stiftet es Eurem Herrn Bürgermeister oder sonst einer von Euch verehrten Persönlichkeit als Briefbeschwerer,“ meinte schmunzelnd der Herr Konservator. Diesen traurigen Bericht erstattete Herr Jakobi am Abend des Donnerstags. Die Hahnersdorfer ließen noch nicht locker und versuchten es noch bei einer anderen Adresse in der Kreishauptstadt. Aber der Erfolg war der gleiche. Und so standen sie eines Morgens — es war am Tag, nachdem das Testament des Herrn von Grant eröffnet worden war — wieder vor dem Herrn Oberamtmann und ließen die Köpfe hangen.

„Was hab ich Euch denn gesat?“ meinte behaglich der Herr Oberamtmann, der mit den Jahren doch milder geworden war. „Jetzt habt Ihr Euch und mir Scherereien genug gemacht und alles for nir und wieder niz. Aber ich hab en Trost for Euch, richtet Euch auf, Ihr Männer von Hahnersdorf! Unser leider verewigte Freund der Herr von Grant, ein alter Gönner von Euch, um den Ihr's nicht verdient habt, hat seinen ganzen Grund und Boden auf dem Geiersberg mit samt einem schönen Kapital — die Deputation war ganz Ohr — dem Kreis gestiftet zur Errichtung einer Kreisirrenanstalt.“

Befremdet starrten die drei Mannen den lächelnden alten Herrn an, der sich an ihren Gesichtern weidete und meinten zuerst wieder, es handle sich um eine Bosheit und der Herr Oberamtmann wolle damit andeuten, wohin sie alle nach seiner Ansicht gehörten. Der alte Herr durchschaute sie: „Nein,“ sagte er, „so meine ich's nicht, diese Anstalt ist ein großer Vorteil für Eure Gemeinde; denn — von allem anderen abgesehen — die Irren zahlen ihre Steuern und Umlagen nach Hahnersdorf. Ihr habt gar ke Plag davon, braucht Eure Umlage net zu erhöhen und könnt jetzt richtig pflastere, kanalisiere und Gasbeleuchtung einrichte, was alles, weiß Gott, arg Not tut.“ —

Und so geschah's: Hahnersdorf ist kein Kurort geworden, ist aber jetzt ein sauberes Städtlein, das all die schönen Dinge besitzt, die der Herr Oberamtmann aufgezählt hatte, nur kein Städtisches Museum. Und den Fund aus der Plöß haben die dankbaren Bürger von Hahnersdorf richtig dem Herrn Oberamtmann als Briefbeschwerer gestiftet; er hat das Geschenk angenommen, damit es weiter keinen Unjug stifte, und die alte Göttin, die schon immer so viel Unheil angerichtet, schlummert machtlos, wohlverpackt in irgendeinem Schrank des Oberamts Hahnersdorf, und da habe ich sie gesehen.

Arbeite, müßiger Mensch!

Demütige dich, stolzer Mensch!

Regenschirm und Mantel.

Da ist dem Kaufmann Schneidewind in Brachwitz eine ganz eigene Geschichte passiert. Er hat sie mir selbst folgendermaßen erzählt:

Also ich hatte mich im Geschäft gar zu sehr überarbeitet und brauchte ganz notwendig eine kleine Erholung. Meine Laura redete mir zu, eine Reise in die schöne Sächsische Schweiz zu unternehmen und sagte: „Steige tüchtig auf die Berge, mach rechte Fußtouren, wirst sehen, wie dir das bekommt. Ich bleibe zu Haus, besorge das Geschäft, stelle große Wäsche an und lade zu meiner Unterhaltung Tante Hedwig ein. Außerdem ist auch Vogelschießen in Brachwitz — an Vergnügen fehlt's mir demnach nicht.“ Das war ja alles ganz schön und gut gemeint von ihr, aber wie mein Reiseplan fertig war und ich fort wollte, wurden wir beide uneinig. Ich sollte nämlich meinen schweren Herbstmantel mitnehmen und ich wollte nicht. „Ich nehme meine Regenhaut, die genügt mir schon!“ So sagte ich, und meine Frau meinte, ich würde mich erkälten, wenn ich den Mantel nicht hätte; man könnte nie wissen, ob das Wetter anhaltend so warm bliebe. „Und den Regenschirm nimmst du natürlich auch mit,“ sagte sie sehr entschieden. Ich widersprach abermals: „Nein, den Stock; der ist mir beim Bergsteigen viel nützlicher!“ „Aber der Kalender prophezeit Regen!“ „Meinetwegen, was geht mich der gelehrte Kram an? Wenn's bloß ein bißchen regnet, so brauche ich den Schirm nicht, und wenn's tüchtig regnet, so nützt er mir auch weiter nichts! Ich nehme meine Regenhaut, das ist das einfachste.“ Da wäre nun wieder mein Hartkopf! meinte meine Frau. So stritten wir uns hin und her, bis ich endlich den Hut aufsetzte, ihr sehr kühl. „Auf Wiedersehen“ sagte und nach dem Bahnhof ging. Herbstmantel und Regenschirm ließ ich zu Hause — ich wollte meinen Willen durchsetzen. So was kommt in der glücklichsten Ehe zuweilen vor. Gerade wie der Zug abfahren soll, höre ich draußen die Stimme meiner Frau: „Robert! Robert!“ „Hier!“ antworte ich und lasse das Wagenfenster herunter. Da steht sie draußen und sagt ganz atemlos: „Du hast ja deinen Regenschirm vergessen!“ Damit schiebt sie den Schirm durchs Fenster, es gibt einen Ruck, der Zug setzt sich in Bewegung — ich habe richtig den Regenschirm auf dem Hals! O, diese Weiber! Wie ich nach Pirna komme, unterbreche ich die Fahrt, um meinen Geschäftsfreund Meier zu besuchen, und wie ich zwei Stunden später weiter dampfte, hatte ich den Regenschirm bei ihm stehen lassen. Nicht mit Absicht, bewahre! Die reine Vergeßlichkeit. „So, den wäre ich nun los. Auf dem Rückwege kann ich mir ihn ja wieder abholen!“ Wie ich in Königstein angekommen bin, gehe

ich in den Gasthof, wo ich logieren will, und den mein Schwager mir empfohlen hat. Zu meinem großen Erstaunen begrüßte mich der Wirt wie einen längst erwarteten Gast. „Habe doch die Ehre, Herrn Schneidewind aus Brachwitz zu sehen? Unser bestes Zimmer, Nummer 5 im ersten Stock, ist für Sie bereits zurecht gemacht.“ „Woher wissen Sie denn schon, daß ich bei Ihnen übernachten will?“ frage ich verwundert. „Ihr Mantel ist ja schon da, verehrter Herr Schneidewind!“ antwortet lächelnd der Wirt. „Wie mein Hausdiener zum Mittagszug auf dem Bahnhofe war, hat ihm ein Schaffner den Mantel eingehändigt mit Ihrer vollständigen Adresse. — Sie kämen etwas später, hat er gesagt!“ Ich dachte, der Mann redet irre, aber wie ich in mein Zimmer kam, da hing richtig mein mausgrauer Mantel am Nagel. O Laura, das war dein Werk! Ich starrte den mir aufgezwungenen Mantel so lange an, bis mir ein guter Einfall kam, den ich sofort zur Ausführung brachte. Ich ließ mir Packleinwand und Bindfaden bringen, und wie der Hausdiener mit dem Paket zur Post trabte, fiel mir ein großer Stein vom Herzen. Jetzt war ich den Mantel wieder los und ein freier Mann. Die Freude dauerte leider gar nicht lange; denn als ich am nächsten Morgen noch in den Federn lag, wurde ich durch ein heftiges Klopfen an der Tür erschreckt. „Wo brennt's denn?“ fragte ich schlaftrunken. „Herr Schneidewind, der Lehrling vom Kaufmann Meier aus Pirna ist da und bringt Ihren Regenschirm, den Sie gestern vergessen haben!“ „Der Kuckuck soll ihn holen!“ murle ich wütend. „Haben Sie noch etwas zu bestellen?“ „Nein, nur vielen Dank! Geben Sie dem Jungen ein reichliches Frühstück!“ Der Kellner verschwindet und ich erhebe mich und kleide mich an, nicht gerade in der rosigsten Laune. Also der Schirm war wieder da und einen halben Tag trug ich ihn mit mir herum, bis sich doch ganz zufällig günstige Gelegenheit bot, ihn nach Hause zu spedieren. Ich traf nämlich den jungen Starke — sein Vater ist Fleischer in Brachwitz —, der zum Feste nach der Heimat wollte; den bat ich, meinen Schirm mitzunehmen. „Aber tragen Sie ihn nicht zu meiner Frau!“ mahnte ich vorsichtshalber. „Ich werde mir ihn später, wenn ich wieder da bin, bei Ihrer Mutter selbst holen!“ „Zawohl, Herr Schneidewind!“ Als ich am nächsten Morgen in Schandau erwachte, war das erste, was ich erblickte, das Postpaket mit meinem Mantel. Auf der Begleitadresse, die ich an mich selbst gerichtet hatte, war der Ort „Brachwitz“ ausgeschrieben und dafür hingeschrieben: zur Zeit in Schandau, Hotel zur Laune. Laura! Laura! Aber erst in der Stunde der Widerwärtigkeiten zeigt sich der wahre Charakter des Menschen und ob er Mut besitzt. Mut hatte ich. Ich

klebte also auf das Paket eine neue Adresse — an meinen Schneider in Dresden. An meinem Mantel war nämlich ein Knopf etwas locker geworden, wie mir glücklicherweise einfiel und eine kleine Reparatur dauert bei Herrn Bügel mindestens fünf Wochen, das wußte ich aus Erfahrung. Dann nahm ich eine hübsche Postkarte mit einer Ansicht von der Vastei und schrieb: „Bitte lassen Sie mir doch gelegentlich meinen beifolgenden Mantel ausbessern! Gile hat es durchaus nicht. Mit bestem Gruß Robert Schneidewind, Brachwitz, z. Z. allhier in der schönen Schweiz.“ So! das war abgemacht, und mit leichtem Herzen kletterte ich zwei Tage auf den Bergen herum, aß und trank, wenn ich hungrig und durstig war. Frei! Es war ein Götterleben! Da komme ich seelenvergnügt auf der Vastei an. Ich will mich gerade in die wunderbare Aussicht vertiefen, da höre ich neben mir eine bekannte Stimme: „Da sind Sie ja endlich, verehrter Herr Schneidewind! Seit drei Stunden warte ich auf Sie!“ Wer steht vor mir? Der Schneidermeister Bügel, meinen Mantel über dem Arm. Ich war so verduzt, daß ich kaum verstand, was er sagte. Er hätte sich so sehr über meine Karte gefreut, daß er zum Lohn dafür die Arbeit an meinem Mantel gleich selbst vorgenommen hätte und mir ihn eigenhändig brächte, da er sich schon lange nach einer Tour auf die Vastei gesehnt hätte. „Woher wußten Sie denn, daß Sie mich auf der Vastei finden würden?“ stammelte ich, und Bügel antwortete: „Sie schickten mir ja Grüße von der Vastei!“ O, diese verwünschten Ansichtspostkarten! Nachdem ich mit dem Schneider gegessen und eine Flasche Wein getrunken hatte, nahm ich von ihm Abschied und wanderte mit dem Mantel beladen schwerfällig nach Wehlen. Jetzt müßte eigentlich auch mein Schirm wieder auf der Bildfläche erscheinen! dachte ich mit Galgenhumor. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen! Wie ich zum Gasthof kam, sah ich richtig meinen Regenschirm, und wer hielt das corpus delicti in den Händen? Meine Frau! Es dauerte ziemlich lange, bis ich verstand, warum sie sich von Haus und Herd losgerissen und mir mit dem Regenschirm nachfolgte, da wir ja wunderschönes Wetter hatten. „In Brachwitz war Bogelschießen und Tanzvergnügen,“ erzählte sie mir. „Das ist jedes Jahr so!“ schaltete ich ein. „Wie der Ball vorüber war, ist zwischen den jungen Leuten Prügerei geworden.“ „Das kommt ebenfalls jedes Jahr vor.“ „Wie die Polizei endlich eintrifft, sind die Krakeeler verschwunden —.“ „Nuch nichts Neues.“ „Auf dem Kampfplage finden sie nun einen Regenschirm, im Griff ist dein Name eingraviert!“ Laura, beschrieb mir nun ihre Verzweiflung, als am nächsten Morgen der Polizist bei ihr erschienen war und behauptet hatte, ich

wäre an dem geräuschvollen Abschluß des Tanzvergnügens beteiligt gewesen und meinen Schirm als Zeugen vorwies. Glücklicherweise hatte sie durch die illustrierten Postkarten, die ich ihr von jedem hübschen Punkte aus geschrieben, mein Alibi — wie die Juristen sagen — nachweisen können. Eine sehr praktische Einrichtung, diese Ansichtskarten. „Der junge Starke scheint sich



Ich will mich gerade in die wunderbare Aussicht vertiefen, da höre ich neben mir eine bekannte Stimme.

ja während der Festtage sehr gut vergnügt zu haben,“ meinte ich, als meine Laura fertig war. „Meinen Schirm brauchte er aber nicht gerade mitzunehmen, wie er sich zum Bogelschießen begab. Er scheint ja gänzlich zerbrochen zu sein!“ Den übrigen Teil meiner Reise will ich mit Stillschweigen übergehen. Ich kehrte mit meiner Frau, mit meinem Mantel und mit einem neuen Regenschirm wieder heim und habe mir zweierlei vorgenommen. Ich lasse nie wieder einen Namen in einen Regenschirm eingravieren, und wenn ich jemals wieder verreise, will ich Mantel und Schirm freiwillig mitnehmen, wenn's meine Frau so wünscht. Widerstand müßt ja doch nichts!

Feig verzagen? Nun und nimmer sich begraben
In des Trübfinns Rebellun,
Und an jedem Sonnenschimmer Freude haben,
Ist die rechte Lebenskunst.

Rittershaus.

Heimkehr.

Erzählung von Friedrich Rasche.

Das ist eine schlimme Nacht, die über der Nordsee liegt. Sternlos. Eine harte Bö um die andere heßt der Sturm gegen die Klippen. Auch in die flache Bucht, in der das ärmliche Fischerdörfchen Heikensund liegt, springen lange Wellen hinein und weit den Strand hinauf, wo die Boote der Fischer hochgezogen und fest vertan sind. In die dicke Dunkelheit vergraben leuchtet hier und da ein erhelltes Fensterchen, so trübe, als könne der Sturm es jeden Augenblick auslöschen.

In der Schenke, die auf einer Wurt liegt, sitzen eine Handvoll Männer beieinander. Die Petroleumlampe flackert, denn das eine Fenster ist nicht ganz dicht. Der Wind heult unablässig und reißt an der Tür. Dampf hört man die Brandung und ab und zu das Schurren der Bootskiel, wenn die Flut unter sie fährt. Das Gespräch der Fischer tropft sehr spärlich.

„Heut sind alle Döwiel los,“ knurrt der alte Bidder Klaffen, „da heißt's wahr'schann!“

„Sollt böse Arbeit werden die Nacht,“ sagt Nilsen nach einem Weilschen hinterher.

„Wie vor Jahr der Dreimaßschoner,“ gähnt Ole Randers und starrt in die brüllende Dunkelheit hinaus.

Das war ein langes Gespräch für Leute vom Strand. Und sie schweigen wieder nachhaltig. Immer lauter donnert die Brandung.

Abwärts am Weststrand der Bucht liegt ein kleines Haus mit zwei rötlich hellen Fenstern. Es steht ganz frei. Wie besessen fährt der Sturm über das Dach, daß die Sparren ächzen, und er preßt immer wieder sein dunkles Gesicht gegen die kleinen blinkenden Fensterscheiben. In der niedrigen Stube sitzen zwei Menschen. Die alte Helga Oddersen und ihr letzter Junge, der Nils. Die Greisin mit dem wellen Gesicht sitzt am Tisch, sie hat eine dicke Bibel vor sich und liest halblaut, mit dem Finger die Zeilen einhaltend. Neben der Bibel liegt ein aufgeschlagener Kalender, drin ist der 12. März rot angestrichen. Und das ist der Tag, der gerade dabei ist, recht stürmisch zu Ende zu gehen.

Die Alte hält in ihrer Lektüre inne und zieht sich den Kalender heran. Sie setzt den Finger auf das angestrichene Datum und sagt mit zitternder Stimme: „Und er kommt doch noch heute heim, mein Momme.“

„Mutter!“ sagt Nilsen nur. Er hoekt auf der Bank am Ofen, raucht ein wenig und gähnt viel.

„Wenn es mein Herz doch weiß,“ beharrt Helga Oddersen. Aber neben aller Zuversicht ist in ihrer Stimme eine heimliche Angst.

Der Sturm fährt in die Herdesse und wirbelt die letzten Funken in der Nische noch einmal auf.

„Böse Nacht — das,“ sagt Nils, um nur überhaupt den Mund aufzutun. Aber da macht der Sturm gerade eine Atempause. Und in die Stille, die für ein Weilschen herrscht, fällt dumpf ein Schuß. Das ist irgendwo draußen in der Nacht. Nils springt hoch. Aber schon wieder bricht das Unwetter los, Regen schlägt gegen die Fensterscheiben.

Nils steht vornübergebengt und lauscht. Und wieder ist es ihm, als hörte er noch einmal dumpf und fern denselben Schlag. Da wird sein Gesicht ernst und hart. Er geht zum Schrank und nimmt langsam sein Delzeug heraus. Erst hat Helga Oddersen ihrem Jungen verständnislos zugehört, jetzt aber begreift sie, was da werden will.

„Nils!“ schreit sie und der Schreck fährt ihr ans Herz.

„Vielleicht wird es doch sein müssen,“ antwortet Nils und behnt die Worte, wie er es sonst nicht tut.

Helga Oddersen erstarrt eine Weile, aber dann macht die Angst um ihren Jungen sie beredsam.

„Nils — vor 20 Jahren, als die Brigg auf der Heikensklippe saß, schlug das Boot um beim Ausfahren — und deinen Vater und die beiden ältesten sah ich nicht wieder. Uwe schlug eine Sturzsee über die Reling, unten am Kap. Bidder kam nicht wieder von der ersten Fahrt, — mein Momme ist verschollen — zwei Jahre schon — heute kommt er zurück — endlich — soll ich dich dafür verlieren? Ich gab dem Meere schon genug. Bleib, Nils — bleib!“

Nils runzelt die Stirn und sagt kein Wort. Denn er weiß, daß Pflicht eben Pflicht ist.

Und dann reißt eine feste Hand die Tür auf. Ole Randers tritt in die Stube, triefend, im Delzeug.

„Fahrzeug in Not!“ sagt er dumpf und schüttelt den Regen aus dem Gesicht. Helga Oddersen zuckt zusammen, ihre Lippen suchen Worte und finden keine. Da ist Nils schon fertig und gibt ihr seine breite Hand über den Tisch.

„Mußt beten, Mutter,“ sagt er.

„Nils!“

Ein Windstoß fährt zur Tür herein, die Lampe flackert, die Tür schlägt zu.

Und Helga Oddersen wartet auf zwei Jungen.

Es ist fast ein Glück, daß der Sturm auch noch ein Gewitter mitgebracht hat. Denn wer soll sich in dieser Pechschwärze auskennen. Wenn ein Blitz fällt, sieht man eine Sekunde lang, was es geschlagen hat. Auf der Heikensklippe sieht wieder einmal ein Dreimaster. Die beiden hinteren Masten sind über Bord gegangen, vom Fockmast steht nur noch ein Stumpf, der Vordersteven ragt steil in die Höhe — das Heck liegt unter Wasser — und, Bö auf Bö rennt über das Schiff.

Die Fischer mühen sich ab, um die zwei großen Rettungsboote klar zu bekommen. Schon die Fahrzeuge zu Wasser zu bringen ist beinahe unmöglich.

„Diese Satansklippen!“ schreit Bidder Klassen immer wieder in den Sturm.

Aber dann ist es soweit. Eine zurücklaufende Woge reißt die Boote ins Wasser hinaus. Und nun beginnt der Kampf mit den Elementen. Die Männer legen sich gewaltig in die Riemen.

Aber es ist schwer, bei dem Schlingern der Fahrzeuge den richtigen Kurs zu halten. Manchmal bleiben die Boote auf dem Fleck stehen, manchmal drückt Sturm und Wogendrang sie zurück. Der Regen strömt unaufhörlich, und das Gewitter wirft ab und an eingrelles, violetttes Licht über Himmel und Meer. Nach fast übermenschlichen Anstrengungen nähern sich die Boote dem Wrack. Man sieht, daß die Mannschaft sich auf Steuerbord zusammengedrängt hat.

Da scheint der Himmel ein Einsehen zu haben. Der Sturm wird schwächer, der Regen hört auf, und die Wellen werden kürzer. So kommen die Boote endlich gut heran. Und als wieder ein Blitz die Nacht erhellt, schießt Nils Oddersen vom Bug des ersten Bootes aus die Rettungsleine hinüber. Ein dreimaliges Rucken an dem Seil sagt ihm, daß es drüben festgemacht ist, und er gibt dasselbe Zeichen zurück.

Und nun kommen sie an dem Seil durch Nacht und Brandung gegliitten, die Leute des gescheiterten Schiffes, einer nach dem anderen, mit frostklammen Gliedern, durchnäßt bis auf die Knochen.

„Dreiundzwanzig,“ zählt Bidder Klassen.

Jetzt kommt der letzte,“ gurgelt der gerettete Kapitän. Er bringt kaum den Mund auf; seine linke Hand ist ein blutiger Fleischsegen, denn der obere Teil des Fockmastes hat sie ihm zer-

quetscht, als er bei einer schweren Schlagbö über Bord ging.

Wieder flammt ein Blitz in die Finsternis; und man sieht deutlich, wie der letzte Mann sich an der Rettungsleine festhängt.

Mit dem ausbrechenden Donner aber setzt der Sturm plötzlich wieder ein, gewaltsamer denn zuvor. Eine lange Welle, die keiner kommen sah, kriecht unter das Boot und stößt es mit einem Ruck zurück. Das Tau strafft sich, es wird hart wie

eine Stahltrösse. Eine mächtige Bö wirft das wracke Schiff noch ein Stück höher auf die Klippe.

Und dann gelst ein heiserer Schrei, den sie alle mitschreien, in die Nacht: das Seil zerreißt und der Letzte versinkt in den Wellen.

„Holt aus — Jungens!“ brüllt Bidder Klassen in das Toben des Sturmes. Denn er sieht an der Luvseite eine schwere See aufkommen, der sie entgehen müssen. An eine Rettung des Unglücklichen ist nicht zu denken.

„Wer war's?“ schreit Bidder fragend zu dem Kapitän hinüber und drückt das Boot hart an den Wind.

„Momme Oddersen,“ kommt es zurück, „mein Steuermann.“

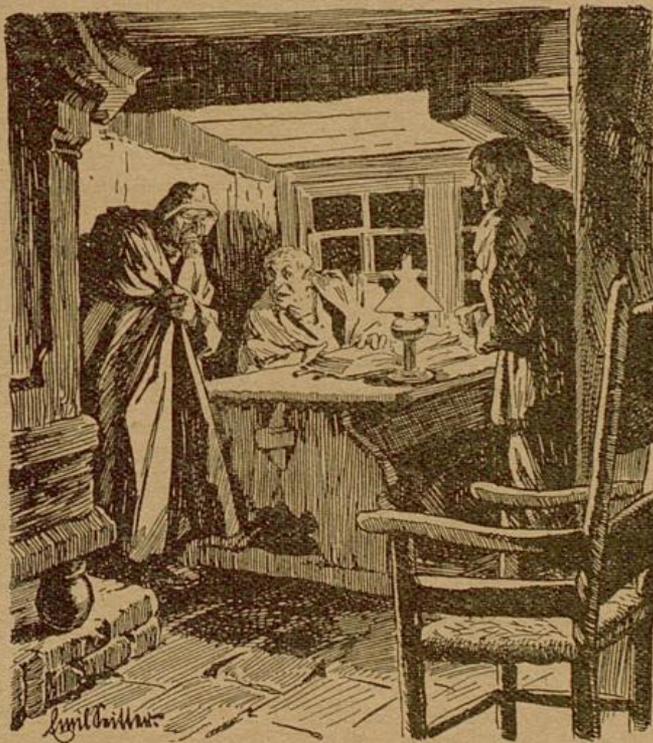
Wohl reißt der Sturm die Worte in die Nacht hinaus, aber fast alle haben den Namen verstanden.

„Momme Oddersen.“

Und am deutlichsten hat es Nils Oddersen gehört. Ein Stöhnen bricht aus seiner Brust, und er krampft die Fäuste um den Riemen, als wolle er das Holz zerbrechen.

* * *

Als im Osten eine blasse glanzlose Helle aus dem beruhigten Meer emporstieg, war Momme Oddersen daheim. Die Wellen warfen ihn auf den Strand von Heikenjund.



„Fahrzeug in Not!“ sagt Die Randers in die Stube tretend.

Don einem Reinfall.

(Nach der Gesta Romanorum neu erzählt).

Von M. F. Schloß.

Es war einmal ein Dieb, der eines Nachts auf das Haus eines gewissen Reichen stieg und durch eine Lucke beobachtete, ob auch die Hausleute alle in tiefem Schlafe lägen. Nun aber schlief der Reiche gerade unter dem Dache, auf dem der Dieb herumschlich, und so weckte er eilends seine Frau und sagte ihr, sie solle ihm möglichst laut nach dem Herkommen seines Reichthums befragen und nicht mit Fragen ablassen, bis er ihr getreulich alles berichtet habe. Und das tat die Frau und fragte mit vernehmlicher Stimme ihren Eheherrn, woher er die vielen Schätze habe, da er doch zeitlebens kein Kaufmann gewesen sei. Der Mann untersagte ihr die dummen Fragen, er wolle seine Ruhe haben und schlafen. Die Frau aber setzte ihm weiter zu, bis er endlich, um ihrer Plagen ledig zu sein, sagte: „Das ist ein Geheimnis und ich beschwöre dich, es niemanden zu verraten. Ich war einst ein großer Dieb und stieg Nachts in die Häuser der Reichen und holte mir, was mir so zukam.“ Die Frau aber, von der verwunderlichen Antwort ihres Mannes betroffen, gab sich da noch nicht zufrieden und fragte, wie es ihm denn möglich gewesen sei, dies jahrelang so zu treiben, ohne gefaßt zu werden. Und darauf sagte der Mann: „Höre, aber behalte es fein für dich, denn es ist ein großes Geheimnis. Ich hatte einst einen Lehrer und der lehrte mich ein Wort, und wenn man dasselbe siebenmal sagt und beim siebenten Male mit erhobenen Armen einen Sprung macht, dann ist man unsichtbar geworden und kam unentdeckt überall ein- und ausgehen; und das Wort ist „Fallax“ (Betrüger). Aber hüte dich wohl, es je weiterzuplaudern, damit es uns nicht so geschehe, wie ich's einst andern so häufig geschaff.“

Darauf gab sich die Frau zufrieden und schlief ein. Der Mann aber stellte sich auch, als ob er schlief, und schnarchte, als ob er wieder im tiefsten Schlummer liege. Der Dieb aber hatte das alles wohl vernommen und kaum war ein eben vorwiegend heraustrretender Mondstrahl wieder hinter den Wolken verschwunden, da sprach er siebenmal hintereinander das Zauberwort Fallax und beim siebenten Male ließ er seine Hände von den Stützen los, tat einen gewaltigen Sprung und — fiel durch die Lucke in das Zimmer des Reichen und schlug sich jämmerlich die Knochen im Leibe entzwei. Der Mann aber sprang schnell aus dem Bette holte Licht und einen tüchtigen Knüttel und half dem ohnehin schon Zerschundenen noch ein wenig nach. Am kommenden Morgen aber übergab

er den Schelm dem Richter und der ließ ihn seinen letzten Sprung von Meister Hämmerlings Leiter machen.

Ach so!

Im ganzen Amtsbezirk wurde der alte Doktor Feilenhauer von jedermann geschätzt, der ihn kannte. Auch seine Wize und seine rote Nase wurden geschätzt; denn besonders die rote Nase gehörte zu ihm so notwendig wie das Zifferblatt zur Uhr. Ohne das Kupferbergwerk wäre er der richtige Doktor Feilenhauer nicht gewesen.

Aber außerhalb der Gegend kannten ihn doch nicht alle Leute, z. B. in der Universitätsstadt. Dort saß der Herr Doktor Feilenhauer einmal in einem guten Restaurant und aß gerade seine Suppe, als unten an der Tafel, ihm gegenüber, etliche Studenten Platz nahmen. Sie betrachteten den Fremdling, und ein Lächeln ging über ihre Angesichter. Der alte Doktor merkte es wohl, denn das war ihm nichts neues, und auch er lächelte, allerdings in sich hinein. Die Studenten aber lächelten immer deutlicher aus sich heraus, und es war unzweifelhaft, daß sie sich im Richten über die Nase ihres Nebenmenschen da oben lustig machten.

Da stand der alte Doktor von seinem Stuhl auf, und mit dem ernstesten Gesicht rief er über den Tisch hinüber:

„Meine Herren! Ich merke wohl, daß Sie sich über meine rote Nase amüsieren. Meine Herren! Sie sind auf dem Holzweg, wenn Sie glauben, meine rote Nase komme vom Trinken. Ich versichere Sie aufrichtig, daß das nicht der Fall ist. Meine rote Nase kommt nämlich nicht vom Trinken, sondern vom Sausen!“

Ein Wortbrüchiger.



„Kui Egon, wie schändlich! Vor der Hochzeit jagtest du, daß du dein Leben für mich lassen würdest, und nun willst du nicht einmal diesen selbstgebackenen Kuchen essen!“